Die Christliche Welt

Evangelisches Gemeindeblatt für Gebildete aller Stände

Sechsundzwanzigster Jahrgang

Nr. 1 **Marburg i. H., den 4. Januar** **1912**

Wöchentlich eine Nummer — Zu beziehen durch alle Postämter und Buchhandlungen — Haltegebühr: Vierteljährlich 2,50 Mark — Unmittelbar vom Verlag Inland 2,90 Mk. Ausland 3,15 das Quartal; Einzelnummer 0,25 Mk.; Probenummern unentgeltlich; Einbanddecke 1,90 Mk. — Anzeigengebühr: 0,30 Mk. die viergespaltene Petitzeile (bei Nonpareille Berechnung des ganzen Inserates nach Nonpareille-Zeilen), Familienanzeigen, Stellengesuche u. dergl. 0,20 Mk. Letzter Annahmetermin für größere Inserate Freitag früh.

LIBRARY PACIFIC SCHOOL OF RELIGION

Inhalt: Wir können dich nicht lassen — Zum neuen Jahr — Protestantische Kultur und Dr. Max Maurenbrecher — Der Heiland geboren — Gedanken vom Wege. Aus China — Zeitgemäße und unzeitgemäße Adventsgedanken — Die staatliche Eidesnötigung und die Kirche. Erste Hälfte — Verschiedenes: Dogmengeschichtliches Lesebuch (Rinn); Das Religiöse in der modernen Lyrik (Frommel); Mein Leben (Richard Wagner); Der Zauberer von Rom (Gutzkow); Fieber (Jürgensen) — Anzeigen

Wir können dich nicht lassen

Wir können dich nicht lassen,
Wir brauchen dich zu sehr,
Wir gehn auf trüben Gassen
Verirrt und scheu umher.
Die Führer, die wir uns bestellt,
Die waren nach dem Sinn der Welt:
Erst lügen, locken, fassen
Und dann im Dunkel lassen.

Nun bleibst du, der die Sterne hält,
Wir sinken vor dir nieder.
Wer also hilflos niederfällt,
Den hebst du gnädig wieder.
Herr Jesu Christe, Kinder sind,
Wo keines mehr nach Hause findt,
Die rufen, bitten, flehen —
Kannst du vorübergehen?

Gustav Schüler

Zum neuen Jahr

Es werden nicht Alle, die zu mir sagen: Herr, Herr! in das Himmelreich kommen, sondern die den Willen tun meines Vaters im Himmel. Matth. 7, 21.

Das scheidende Jahr hält uns eine bittere Predigt: ein „christliches" Volk zieht gegen ein nichtchristliches aus zu Krieg und Eroberung, christliche Völker hadern mit einander und rüsten sich heimlich, eins das andere zu überfallen. Die Lippen gehen über von gerechten und friedlichen Worten, aber im Herzen sitzt Neid und Haß, und die verborgene Hand hält die tückische Waffe bereit. — Sollte nicht ein Schrei der Scham und der Empörung aus ungezählten Herzen aller Länder zum Himmel steigen? Ach nein, nur Wenige würgt und brennt es, nur ganz Wenige erheben laut ihre Stimme; die Allermeisten sagen bitter oder müde, gleichgiltig oder selbstgerecht, Viele sagen trotzig und zuversichtlich: „Das ist nun mal der Welt Lauf, so machen sie es Alle; so müssen, so wollen wir es auch machen." Das christliche Gewissen schläft, es ist wohl gar gestorben.

Aber da ist doch die Kirche, die heilige christliche Kirche, die evangelisch-protestantische Kirche! Wird sie nicht das Evangelium aufschlagen und im Namen Jesu gegen Friedensbruch und Gewalt, gegen Lüge und Heuchelei mutig protestieren? Es ist schmerzlich zu gestehen, wir haben nichts, so gut wie nichts von solchem Protest gehört. Ja mehr, wir durften solchen Protest gar nicht erwarten. Unsere Kirche hat Anderes, wie sie meint, viel Wichtigeres zu tun: sie muß die „reine Lehre" wahren; sie muß kämpfen für die reine Lehre, muß richten und verurteilen, wer diese reine Lehre anzutasten unternimmt.

So muß sie, die Bußpredigerin sein sollte, selbst eine Bußpredigt hören; es ist die Bußpredigt, die ihr der Herr und Meister hält: „Es werden nicht Alle, die zu mir sagen: Herr, Herr! ins Himmelreich kommen, sondern die den Willen tun meines Vaters im Himmel."

„Die den Willen tun meines Vaters im Himmel" — o, daß dies Wort in seiner ganzen Größe vor uns aufstände, daß es mit seinen ernsten, tiefen, großen Augen uns ansähe, bis alle Einwände und alle Ausflüchte vor ihm vergingen und zunichte würden; daß wir nicht grübelten und untersuchten, warum Gottes Wille so oft verkannt, so oft übersehen und vergessen wird; daß nichts übrig bliebe als das schamvolle Bekenntnis: wir kannten ihn wohl, auch wenn wir ihn verstießen, und das stille, flehende Gelöbnis: wir wollen ihn in Zukunft besser tun.

Wir, du und ich, wir, jeder an seinem Platz, nach seiner Art und seinen Kräften. Wir sind ja die Kirche Christi, und uns gilt die Bußpredigt unseres Herrn. Uns sagt er: Du kennst den Willen meines Vaters und deines Vaters. Wahrheit und Reinheit, Gerechtigkeit und Tapferkeit, Geduld und Güte. Du kennst den Willen deines Vaters, und du kannst ihn besser, viel besser erfüllen, wenn du dich unabläßig, treulich übst.

So wünschen wir uns dies zum Neuen Jahr, daß Gottes Wille vor uns gehe als Wegweiser und Bahnbrecher, daß es unsere Ehre und unsere Seligkeit werde, ihm zu folgen, täglich, stündlich, in jedem Augenblick. Das ist der Weg, der einzige Weg, zum Heil für die Brüder und für uns. H Sch

Protestantische Kultur und Dr. Max Maurenbrecher

Der Herausgeber des Jahrbuchs „Noris", Professor Pöhlmann, hatte sich Antworten auf die Frage erbeten: „Ist »Protestantische Kultur« ein geeigneter und genügender Ausdruck für die höchsten Welt- und Lebensziele?" Diese Antworten hat er im Jahrbuch für 1912 (S. 4 ff.) abgedruckt. Unter ihnen fesselt der Bescheid, den Dr. Maurenbrecher gegeben hat. Mit der ihm eigenen Offenheit und Bestimmtheit lehnt der Verfasser den Begriff „Protestantische Kultur" als geeigneten Ausdruck für die höchsten Welt- und Lebensziele rund ab. Diese Ablehnung hat mich zum Widerspruch bewegt, nicht zum wenigsten weil sie vom Standpunkt Maurenbrechers mit Energie durchgeführt ist. Also kritisiere ich diesen Standpunkt, indem ich die Ablehnung kritisiere, und ich tue es mit der Freudigkeit, mit der man in die offene Feldschlacht zieht. Hier ist kein Hinterhalt zu gewärtigen; dieser Feind zeigt sich mit offenem Visier und mit reinen Waffen.

Fünf Gründe führt Maurenbrecher ins Feld. Der erste lautet: „Der Begriff Protestantismus ist in diesem Zusammenhang historisch falsch." Der Protestantismus gehört zu

Luther, Luther aber gehört wesentlich zu Paulus und Augustin, gehört zum Mittelalter, nicht aber zu Kant, Goethe, Nietzsche, Marx, zu denen wir gehören. Luther hat nicht die Bahn für Gewissensfreiheit, Subjektivismus in der Religion und autonome Ethik gebrochen; er steht jenseits des breiten Grabens, der die neue Kultur vom christlichen Mittelalter trennt. Der Anfang unsres modernen Weltbildes liegt bei Kopernikus, dessen Werk Luther auf Grund der Autorität der heiligen Schrift verworfen hat.

Bei diesen Urteilen ist, wie so oft in unsrer ideologischen deutschen Geschichtsschreibung, die Bedeutung der Tat zu Gunsten der Idee und des Gedankens übersehen. Luther, kein Anderer, hat uns von Rom und von der ungeheuren Autorität der großen Weltkirche befreit. Diese Tat ist so eminent und bedeutet einen solchen Einschnitt in die Geschichte der Emanzipation Europas, daß ihr überhaupt keine andre Befreiungstat an die Seite gesetzt werden kann. Und er hat diese Befreiung gebracht — nicht als ein blinder oder fanatischer Stürmer, dem ein dauernder Erfolg in den Schoß gefallen ist, sondern mit dem sicheren und großen Bewußtsein der Tat und nach langer Vorbereitung. In der ganzen Peripherie seines Daseins war und blieb er gewiß ein mittelalterlicher Mensch, auch war er kein Prophet; aber eben deshalb war er der wirkliche Reformator des sechzehnten Jahrhunderts und der Folgezeit, weil er in den Grenzen seiner Zeit die entscheidende Arbeit getan hat. Einen Reformator, wie ihn sich Maurenbrecher denkt, hat es nie gegeben, kann es nie geben. Wer sich im Luftballon über seine Zeit erhebt, kann das Feld nicht umpflügen und neuen Samen streuen; auch gehört Mehr und Größeres dazu, diese harte Arbeit zu leisten, als Entdeckungen zu machen oder in „Gedanken“ die Entwicklung von Jahrhunderten vorwegzunehmen. Neuen Samen hat er aber wirklich gestreut. Wenn Maurenbrecher seine Glaubensart und seinen Glaubensbegriff nicht dafür gelten läßt, so müßte er doch auch von seinem Standpunkt die perfectio Christiana, das Vollkommenheitsideal, gelten lassen, welches Luther dem mönchisch-katholischen Ideal entgegengesetzt hat; denn von hier aus hat sich ein wesentlicher Teil der neuen Ideale und Kräfte entbunden, die das höhere Leben der folgenden Jahrhunderte bewirkt haben.

Der zweite Einwurf Maurenbrechers lautet: „Der Begriff Protestantismus paßt nicht für unser Wollen“: Luthers ganzes Streben ist noch auf das Jenseits gerichtet und liegt in dem Wort beschlossen: „Schaffet, daß ihr selig werdet“; unser Zukunftswille aber ist auf die Gestaltung der erfahrungsmäßigen Welt gerichtet. Er setzt sich die Menschheit als Gattung voraus sowie die Einheit von Natur und Geist als Schöpfungen eines in der Geschichte sich abspielenden Weltprozesses. Uns ist die Geschichte der Prozeß eines überindividuellen Wachstums von gesellschaftlichen Institutionen, Vorstellungen und Willensrichtungen, was für Deutschland erst Herder und Kant entdeckt und Hegel ausgeführt hat. Die Reformation bietet aber dafür gar keine brauchbare Tradition.

Gegen diese Ausführung ist mehr als eine Einwendung zu machen — abgesehen von der Berufung auf Kant und Herder, die mich ebenso seltsam anmutet wie die Berufung auf Goethe (s. oben). Erstlich hat sich Maurenbrecher nicht von der oberflächlichen Betrachtung befreit, als hemme ein auf das Jenseits gerichtetes Streben stets das Streben, die Entwicklung im Diesseits zu befördern. Die Geschichte erhebt fast auf jedem Blatte Protest wider dieses ganz oberflächliche Urteil. Wohl gibt es ein Jenseits-Streben, welches die Dinge dieser Welt laufen läßt; aber selbst im abendländischen Mönchtum ist der Geist fördernder Teilnahme an dem „Weltprozeß“ kräftig gewesen, abgesehen davon, daß jeder Mensch, der nach dem Guten strebt, den „Weltprozeß“ direkt oder indirekt fördert. Aber es bedeutet nicht weniger als die Verkehrung der geschichtlichen Grundtatsachen, wenn man behauptet, daß die Männer, welche nach der ewigen Seligkeit getrachtet haben, unfähig gewesen seien, in „Wirtschaft, Technik, sozialer Neuorganisation, Politik und in Wissenschaft, Kunst, Philosophie und Religion“ die Menschheit zu fördern. Das Gegenteil ist wahr, und nur die durch eine nichtsnutzige Theorie Verblendeten vermögen das zu übersehen: „Gläubige“ sind die kräftigsten Arbeiter und die größten Wohltäter der Menschheit gewesen. Vielleicht wird es nun anders werden; das wollen wir abwarten! Einstweilen aber haben die die Geschichte für sich, welche behaupten, daß nicht die zutreffende Erkenntnis des Weltbildes an sich schon die Kräfte schafft, um die Welt zu verbessern, so wichtig diese Erkenntnis ist, sondern daß der am besten auf die Welt wirkt, der sich mit ihr nicht einläßt, nichts von ihr erwartet und seines überweltlichen Standorts gewiß ist. Maurenbrecher steht selbst auf diesem Standpunkt, aber er sieht nicht, wo er steht und täuscht sich eine Weltseligkeit vor, die er gar nicht besitzt.

Indem Maurenbrecher die Losung „Schaffet, daß ihr selig werdet“ bekämpft, räumt er aber nebenbei ein, Luther habe den Zusatz: „mit Furcht und Zittern“, in den anderen verwandelt: „mit Freudigkeit und Vertrauen“. Ich würde das meinerseits nicht so unbedingt behaupten, aber im Wesentlichen ist es richtig. Dann aber hätte Maurenbrecher sich klar machen müssen, welche Umwandlung das bedeutet! Es bedeutet das Zutrauen zu dem Weltlauf, stellt also eine sichere Brücke her zwischen dem „Jenseits-Streben“ und der Arbeit im „Diesseits“. Das „Jenseits-Streben“ ist wahrlich kein eindeutiger Begriff!

Der dritte Einwurf Maurenbrechers lautet: „Der Begriff Protestantismus ist viel zu eng.“ Dieselben Keime und Triebe, die wir heute im protestantischen Deutschland fühlen, regen sich in allen Kulturgemeinschaften, im Katholizismus, bei den Juden, in Indien usw. Der transszendente Mythus erweist sich unter dem Einfluß teils autochthoner teils importierter Kultur und macht einer entwicklungsgeschichtlich und ethisch gerichteten Immanenz Platz. Es ist eine Weltwelle, nicht nur ein Gekräusel in unsrer mitteleuropäischen Bucht. Daher ist selbst der Ausdruck „Neu- oder Frei-Protestantismus“ zu eng, zumal da der Katholizismus, genau besehen, für die Transmutation in die moderne Auffassung besser disponiert ist als der Protestantismus; denn durch seine „Kirche“ mit ihrer zwingenden Autorität ist er an Zwang gewöhnt, wird also der Erkenntnis von dem „Zwang des Werdens“ leichter sich beugen als der Protestant, der an seinem individuellen Gewissen hängt. Der Katholik, sobald er das Unhaltbare der Offenbarung eingesehen, wird sich dem Weltgeschehen gegenüber in derselben Stimmung befinden, wie früher der spezifischen Kirchengeschichte gegenüber: es wird ihm schaffender und gestaltender Zwang sein. Die Bindung an das Ueberindividuelle, an die Zukunft der Gattung, an Opfer und Hingabe für die Gattung wird er in dieser monistisch-sozialistischen Frömmigkeit wiederfinden, wie er sie früher im Gehorsam gegen die Kirche erlebt hat. Der protestantische Subjektivismus aber ist ganz hilf- und zukunftslos, während es deutliche Fäden neben ihm gibt, die von der historisch gebundenen Religion (Katholizismus) zur Hegelschen historisch orientierten Menschheitsreligion (und damit zu Marx) laufen.

Der Titel „Protestantische Kultur“ ist allerdings etwas anspruchsvoll, und es läßt sich manches Erhebliche gegen ihn einwenden. Allein die Einwendung, welche Maurenbrecher vorbringt, bedarf der stärksten Zurückweisung; denn in ihr wird das teuerste Gut, welches uns die bisherige Entwicklung gebracht hat, gradezu verraten — die Freiheit und die Persönlichkeit. Wieder steht es so, daß Maurenbrecher das preisgibt, wovon er selbst den stärksten Gebrauch macht, weil sein Auge nur auf die rotglühenden Punkte des Sozialismus und Monismus gerichtet ist. Der Protestantismus wird als unfruchtbare Episode aus der Geschichte ausgeschaltet, und doch ist er es, der Maurenbrecher befähigt hat, diesen Artikel zu schreiben und diese Stellung einzunehmen! Und wenn der Zwang des Katholizismus uns hier als Vorstufe der Erkenntnis vom „schaffenden und gestaltenden Zwang des Werdens“ empfohlen wird, so weiß ich nicht, ob noch ein stärkerer Beleg für die Eigenbrödelei des „protestantischen Subjektivismus“ möglich ist, der sich hier selbst überschlägt. Also der Katholizismus hat die rechte Einsicht noch nicht ganz verleugnet; Freiheit aber, individuelles Gewissen, der Eine, wenns sein muß, wider Alle — sollen für nichts gelten! Dafür soll uns zum Trost der Zwang als „schaffender und gestaltender“ eingeredet werden! Wann hat denn jemals der Zwang im Menschlichen etwas schaffen und gestalten können,

wenn ihn nicht eine Persönlichkeit in ihren Willen aufgenommen, zur Tat gestaltet und geleitet hat? Soll die Seelenknechtschaft und Sklaverei für nichts gelten, in die uns sowohl die physischen als die historischen Zwänge bringen, wenn wir ihnen nicht begegnen? Kann uns irgend eine wahre oder falsche Theorie von Freiheit und Notwendigkeit diesen Kampf ersparen? Gilt es nicht, wider alle Theorie ein freier Mann sein und die kommende Generation zur Freiheit zu erziehen? Sollen wir uns an den Moloch des Gattungswillens verkaufen und dem Köhlerglauben von heute huldigen, die neue Kulturstufe sei gegeben, wo nur immer die monistisch-soziale Erkenntnis gewonnen sei? Maurenbrecher glaubt, daß Opfer, Hingabe und monistisch-sozialistische Frömmigkeit hier nicht fehlen werden und ist in dieser Erwartung mit dem liebenswürdig naiven Schwärmer Ostwald einig; aber woher sollen sie denn kommen? Wie es wirklich aussehen wird, darüber mag er sich von Max Stirner belehren lassen, der richtig erkannt hat, daß Gattungswille und dergleichen auch zu dem idealistischen „Dusel" gehört, von dem sich der Einzelne narren läßt. Eine neue Moral und Religion also — gegen die Konsequenzen des Naturalismus — muß der schaffen, der die neue monistisch-sozialistische Kulturstufe mitschaffen will. Das sieht auch Maurenbrecher im Grunde ein. Mag sie aber noch so dünn und platt werden, ihr „Ueberindividuelles" wird ein eifriger Gott werden voll Härte und Zwang, und dann kann — nun auf dem Boden der Internationalität — die ganze Entwicklung von neuem beginnen, die einst von dem Naturgott und vom Stadtgott aufwärts geführt hat! Nichts ist gewisser als daß sie kommen würde, wenn das erst eingetreten ist, was Maurenbrecher wünscht und sieht; denn seine Religion und Moral führt zu den primitiven Anfängen der Religion. Was sie braucht, ja in diesem ihren Propheten schon hat, obschon er es verleugnet, ist „protestantischer Subjektivismus".

Viertens erklärt Maurenbrecher, der Begriff „Protestantische Kultur" sei auch dann zu verwerfen, wenn er nur relativ gebraucht werde und lediglich die Uebergangslinie bezeichnen solle, die aus der alten Zeit in die neue führe; denn er sei nicht die einzige Uebergangslinie und — Uebergangslinien im strengen Sinne gäbe es überhaupt nicht; es handle sich um etwas grundsätzlich Neues und um einen Graben, über den wir hinüber müssen, auch wenn er breit und gefährlich sei. Im neunzehnten Jahrhundert habe sich ein ganz neuer Kulturwille entwickelt (durch den Kapitalismus, durch die Reaktion wider ihn, durch die Wissenschaft und die auf Biologie und Kulturgeschichte sich gründende neue Ethik); sei an ihm auch die Arbeit großer Denker beteiligt (Goethe, Hegel, Marx, Nietzsche), so sei die Resultante aus diesen Komponenten doch eine neue Erscheinung, die aber zugleich bereits die Welt in ihrer Breite erfaßt habe. Das werde lediglich verschleiert, wenn man den neuen Zustand mit seinen neuen Forderungen noch an das Alte anknüpfe. „Wir haben die weltgeschichtliche Pflicht, dieses Neue zuerst jeder Tradition zu entkleiden, die nicht in der Sache selbst liegt, und es ganz rein und direkt zur Aussprache zu bringen." Alles Umdeuten, wie es fort und fort geübt werde, ist daher aufzugeben. Dann zeigt es sich, daß der Protestantismus nicht mehr die Tradition ist, in der wir leben; man soll den neuen Wein nicht in schon zerrissene Schläuche füllen.

Hierauf ist Folgendes zu sagen: Ein breiter Graben zwischen alter und neuer Weltanschauung besteht allerdings für Tausende noch immer — das ist das Wunder. Ueber diesen Graben müssen sie herüber; soweit stimme ich Maurenbrecher bei; ferner stimme ich ihm auch darin bei, daß man nichts willkürlich und feige umdeuten soll, was sich nicht selbst umgedeutet hat. Von Letzterem scheint Maurenbrecher allerdings wenig zu wissen. Aber wie kann ich ihm hier ein collegium historicum darüber lesen, wie die geschichtliche Entwicklung ihre Fortschritte durch Umdeutungen vollzieht? Sie tut es, ob wir es billigen oder nicht, nach dem Prinzip der Sparsamkeit, des Zusammenhalts und der Pädagogie der Kräfte, und weil Alles, was wächst, zunächst in seinen alten Rinden wächst. Auch für die sozialistischen Entwicklungen stehen hier Beispiele zur Hand. Doch dem sei, wie ihm wolle — wir hören immer gern die kräftige Stimme derer, die sich den Umdeutungen entgegenstellen; denn sie befördern heilsame Prozesse. Aber wenn nun Maurenbrecher in einem Atem behauptet, daß der heutige Wille zu einer höheren und edleren Form des Menschen — so faßt er die Sache des monistischen Sozialismus —, etwas grundsätzlich Neues darstelle, daß uns dies aber nicht etwa nur von Marx und Nietzsche, sondern auch von Goethe und Hegel zugeflossen sei, so weiß man nicht, was man zu diesem Widerspruch und zu dieser Undankbarkeit sagen soll. Nur die beispiellose Selbstgefälligkeit unsres Zeitalters, das im höheren Leben ganz und gar von Ueberlieferung lebt, aber dabei ein unausstehlicher Gernegroß ist, erklärt diese Undankbarkeit, während der Widerspruch auf Rechnung der lockeren Logik und der schwachen Begriffsbildung zu setzen ist, in welchen eben dieses Zeitalter geradezu exzelliert. Angenommen, Maurenbrecher sei im Rechte mit der Behauptung, der Kern des sozialistischen Strebens sei der Wille zu einer höheren und edleren Form des Menschen, wie darf er behaupten, dieses Streben sei neu und es würde daher seine Ursprünglichkeit und Durchschlagkraft gefährdet, wenn man es noch mit „Protestantischer Kultur" in Verbindung brächte? Was haben denn die Mystiker, Luther, Leibniz, Kant, Goethe, Schiller, Humboldt Anderes gewollt? Sozialisten waren sie freilich nicht; sie mit einer und derselben Geste fortzustoßen und herbeizuziehen, das bringt aber nur ein Ideologe fertig, der in die Nacht der „sozialistischen Weltanschauung" geraten ist, aber noch von Sonne, Mond und Sternen träumt, und der ein strenger Entwicklungstheoretiker sein will, aber dabei von der „grundsätzlichen Neuheit unsres Erlebnisses" wie ein Hierurg spricht. Wenn irgendwo, so ist der Begriff „Protestantische Kultur" dort am Platze, wo es sich um das Verhältnis der Gegenwart zur Vergangenheit im Sinne der Tradition handelt, mag die Gegenwart noch so viele neue Erkenntnisse und Bedürfnisse haben.

Fünftens endlich gibt uns Maurenbrecher Folgendes zu bedenken: Wer an dem unendlichen Wert der Einzelseele festhält, an eine übergeschichtliche Welt glaubt und demgemäß sein Denken und Sorgen auf Individuum und Gattung zugleich einstellt, der hat wohl ein Recht in Nachfolge von Luther, Kant, Schleiermacher und Ritschl von „Protestantischer Kultur" zu sprechen. Allein er soll bedenken, daß er — er mag wollen oder nicht — auf einem kulturfeindlichen Standpunkt steht; denn — zumal bei der Zuspitzung der Gegensätze — die überweltliche Hoffnung des Individuums wird immer durchschlagen und die Kultur degradieren! Der Fortschritt der Kultur in der Gegenwart und Zukunft ist, nachdem durch die Soziologie der substantielle Seelenbegriff aufgelöst ist, ausschließlich an den Stolz, die Gelassenheit und das Selbstgefühl gebunden, die auch gegenüber der klar erkannten Notwendigkeit sich behaupten, daß wir Individuen um des Gesamtprozesses willen wieder verklingen müssen wie ein ausgesungenes Lied. Wer aber die individuelle Unsterblichkeit in den Mittelpunkt seiner Religion stellt, der erzieht die neue Generation wiederum zur Weltflucht des Pietismus, läßt das alte Sirenenlied ertönen von der Seele und ihrer ewigen Heimat und wirft damit das entscheidende Interesse und alle Ziele in ein Jenseits, d. h. er wirkt kulturfeindlich. Aber noch mehr: da der Protestantismus ja überhaupt nur ein Kompromiß ist, so wirkt der Neuprotestant für den Katholizismus. Dieser sammelt und verstärkt sich bereits, um in einer nicht allzufernen Zukunft alle Zerbrochenen, Enttäuschten, Besiegten, Energiegeschwächten, Uebersättigten, die nach Ueberweltlichkeit verlangen, aufzunehmen. Zwischen der Weltanschauung des sozialistischen Monismus und dem Katholizismus wird einst der große Kampf, der vielleicht nochmals 2000 Jahre dauern wird, geschlagen werden! Von dem schwächlichen Protestantismus wird dann überhaupt nicht mehr die Rede sein. Die also, welche diesen heute zu stützen suchen, betreiben die Geschäfte der römischen Kirche.

Den hier vorgetragenen Gedanken, bei deren Darlegung ein Unterton männlicher und schmerzlicher Resignation deutlich zu spüren ist, sind folgende Tatsachen und Erwägungen entgegenzuhalten:

Erstlich, es ist eine große, hartnäckig festgehaltene Täuschung, daß der Kampf „Seele oder Seelenlosigkeit", „monistischer

Gattungsgedanke oder unendlicher Wert des Einzelnen", „Freiheit oder Notwendigkeit" ein neuer sei. Dieser Kampf ist schon unter den Palmen Indiens, im Schatten der Pyramiden Aegyptens und in den Säulenhallen Athens gekämpft worden. Er ist im achtzehnten und neunzehnten Jahrhundert intensiv nicht minder lebhaft gewesen als im zwanzigsten. Schärfer als er an mich an den Ufern des Embachs vor vierzig Jahren herangetreten ist, kann er auch die heutige Generation nicht treffen, und es ist vollkommen unrichtig zu behaupten, daß ihm irgend eine Entdeckung der allerneuesten Zeit sachlich eine neue Fassung gegeben habe. Am scheinbarsten ist noch die Verweisung auf die Arbeit der materialistischen Soziologie. Allein auch hier sehe ich nicht, daß das prinzipiell und an Schärfe überboten worden, was bereits im achtzehnten Jahrhundert und in der ersten Hälfte des neunzehnten ausgeführt worden ist. Man verwechselt hier augenscheinlich die intensive und die extensive Seite der Sache. Extensiv hat die Frage allerdings ein total anderes Gesicht bekommen, weil hinter der materialistischen Entscheidung heute Tausende stehen (oder zu stehen scheinen), wo früher ein Dutzend stand: das gibt dem Problem gewiß eine ganz neue Bedeutung; allein seit wann kommt für den selbständig Denkenden in Betracht, wie Viele hinter einer Entscheidung stehen? Für die Nicht-Denkenden ist das freilich ausschlaggebend; der Denkende aber sieht sich heute nicht nur keiner neuen Fragestellung gegenüber, sondern er kann auch in den Argumenten pro et contra schlechterdings nichts wesentlich Neues erblicken; nur Verfeinerungen und Verstärkungen sieht er auf beiden Seiten. Wohl aber ist aus einer individuellen Frage heute eine soziale geworden, welche den ganzen Bestand unseres Daseins ergriffen hat. Das ist die Neuheit der Situation!

Zweitens, es ist ein ebenso hartnäckig festgehaltenes Vorurteil Maurenbrechers und seiner Gesinnungsgenossen, durch das kopernikanische Weltbild sei das „Jenseits" zerstört und durch die physiologische und soziologische Psychologie die „Seele". Das Jenseits und die Seele, welche nicht erst wir meinen — denn man kannte sie schon, als noch die naivsten Vorstellungen vom Weltgebäude und vom Menschen herrschten —, haben wir nicht von den Tatsachen abgelesen, die man zählen, wägen und betasten kann, sondern aus der innern Erfahrung und der Geschichte; auch die soziologische Psychologie vermag ihnen nichts anzuhaben. Durch den „Himmel" und die „individuelle Unsterblichkeit" sind sie mißverständlich bezeichnet; wohl aber sind wir überzeugt, daß dem Gefühle, welches uns zu einem Uebersinnlichen und Ewigen treibt, eine Wirklichkeit entspricht, und daß es eben dieses über die Welt erhabene Wirkliche ist, welches in dem Streben nach Freiheit und Güte zum Ausdruck kommt. Von hier aus ist uns gewiß, daß wir mit unsern Sinnen nur einen Teil der Wirklichkeit wahrnehmen, deren andere und höhere Teile uns als Werte zum Bewußtsein kommen, die uns um so deutlicher werden, je entschlossener wir in ihnen leben. Da wir nicht wissen, wie sich Gattung und Individuum wirklich verhalten, so wäre es eine Vermessenheit, rund individuelle Unsterblichkeit zu behaupten; denn da wir eine solche nur als Fortsetzung unsres gegenwärtigen Daseins vorzustellen vermögen, ist diese Vorstellung sicher falsch. Aber weil wir fähig sind im Ewigen zu leben und über die Welt emporgehoben sind, empfinden wir es als einen sehr viel größeren Irrtum, die gewisse Hoffnung auf die Unzerstörbarkeit unsres wahren Wesens abzuschneiden.

Drittens, in dieser gewissen Hoffnung werden wir bestärkt durch die Einsicht, der sich auch Maurenbrecher nicht verschließt, daß „ohne edlen Stolz, Gelassenheit, Selbstgefühl und wiederum Opfer und Hingabe" wohl die vernunftlose Kreatur, nicht aber die menschliche Gesellschaft bestehen kann. Woher aber sollen diese Kräfte kommen, da sie auch nach Maurenbrecher sich „gegenüber der klar erkannten Notwendigkeit des Weltprozesses" behaupten müssen, also, wie es scheint, doch nicht aus dieser Notwendigkeit stammen? Maurenbrecher vertraut dennoch darauf — der Widerspruch liegt auf der Hand —, daß sie sich aus der Hingebung an den Gattungsbegriff, an die Großartigkeit der Wellenbewegung des Weltprozesses entbinden werden. Wie soll das zugehn? Das durchgehende Manko in seiner Abhandlung liegt in der Tatsache, daß er in ihr das große neue Schauspiel der Zukunft, wenn erst der breite Graben überwunden ist, vorführt, aber von den Akteuren so gut wie nichts sagt, die es aufzuführen haben. Und wenn er von ihnen spricht, imputiert er ihnen als selbstverständlich Kräfte und Tugenden, ohne zu sagen, woher sie sie nehmen werden, oder er ergeht sich in Widersprüchen.

Viertens, auf die grundlose Behauptung, jedes „Jenseits-Streben" entspringe aus Schwächlichkeit oder Uebersättigung, führe zur Weltflucht und schädige die progressive Weltkultur, bin ich bereits oben eingegangen und setze ihr nicht nur einzelne Tatsachen und Personen, sondern einfach den Gang der Geschichte selbst gegenüber, der sie widerlegt. Denn wer hat diese Geschichte gemacht, etwa die Materialisten und Positivisten? Nein — protestantische Männer, und zwar solche Männer, die die Weltanschauung, die uns Maurenbrecher empfiehlt, auch kannten, aber als den Tod aller Freiheit und alles Fortschritts ablehnten.

Ausdrücklich bedarf noch die Prophezeiung der Widerlegung, daß in nicht allzuferner Zeit der Katholizismus und der sozialistische Monismus die einzigen Weltanschauungen sein werden, die übrig bleiben. Hier liegt die seltsamste Verwechselung der Zukunft der protestantischen Kirchen — und des Protestantismus vor. Das Schicksal der heutigen protestantischen Kirchen vermag freilich Niemand zur Zeit zu enträtseln; aber die Entwicklung, die der evangelische Protestantismus in ihnen erlebt hat und noch erlebt, ist doch kein Absterben? Oder werden in der Geschichte Totenscheine vom Geschwätz der Journalisten und den Abstimmungen der Masse ausgestellt? Einzuräumen ist, daß von der mächtigen Welle, von der sich Maurenbrecher hilflos überflutet sieht — um dann aus der großen Not eine Tugend zu machen —, sich auch mancher wackere Bootsmann als bedrängt empfindet; aber daß die Segel gestrichen werden, vermag ich nicht zu sehen. Einst, als die antike Welt unterging, war das letzte Segel, das noch über den Wassern schwebte, das Segel des mit Plato verbündeten Christentums, und es hat den zukunftskräftigen Rest der alten Kultur in eine neue Epoche übergeführt. Wenn es dem monistischen Sozialismus je gelingen sollte, unsre Kultur zu zerstören, so wird das Segel des Protestantismus als letztes über den Wassern schweben, und es wird den Rest, den die Barbaren übrig gelassen haben, einer neuen Zeit zuführen. Einer neuen Zeit — nichts ist an dem Aufsatze Maurenbrechers erfreulicher als die kräftige Entschlossenheit, in die Zukunft zu blicken und ihr zu dienen. Er weiß sich als Bürger eines neuen Zeitalters und will abstoßen, was, aus der Vergangenheit stammend, die Entwickelung dieses Zeitalters hemmt. Das ist die Stimmung und der Entschluß eines tüchtigen Mannes; aber statt seinen Standort so hoch zu nehmen, daß er die Maße der Gegenwart nicht gegenüber den Maßen der Vergangenheit überschätzt, verfährt er wie ein schlechter Photograph, auf dessen Bildern der Vordergrund so übermäßig erscheint, daß der Hintergrund zur quantité négligeable wird, und urteilt nicht wie ein Entwicklungshistoriker, sondern wie ein Sektirer, der seinen Besitz für ganz neu und den Besitz Anderer für ganz veraltet hält.

Adolf Harnack

Der Heiland geboren

Ansprache gehalten bei der Weihnachtsfeier des Akademisch-Theologischen Vereins in Gießen am 15. Dezember

— Den Lesern zu Epiphanien —

Meine lieben jungen Freunde vom Theologischen Verein! Werte Gäste! „Denn euch ist heute der Heiland geboren, welcher ist Christus der Herr." Ich weiß nicht, ob Sie schon einmal darüber nachgedacht haben, wie merkwürdig es ist, daß die alte Kirche mit der wundervollen Weihnachtsgeschichte, aus der ich Ihnen soeben das Kernwort angeführt habe, so wenig anzufangen gewußt hat. Sie stand doch auch in ihrer Heiligen Schrift, und wir wissen doch, was diese Schrift für sie bedeutete, wie sie alles in ihr, auch das scheinbar Unbedeutendste und Geringfügigste, heranzog, wenn es galt, ihren Glauben zu stärken, zu verteidigen, sich seiner zu vergewissern. Und doch, weder in der Theologie noch in der Liturgie, weder

in der Denkarbeit der führenden Geister noch im Gottesdienst der Gemeinde klingt die Weihnachtsgeschichte wieder, mit der wir aufgewachsen sind, die mit uns verwachsen ist. Hätte nicht der große Gedanke der Menschwerdung Gottes Stoff genug geboten, gerade bei der Geburt des Erlösers, des Siegers über Tod und Teufel, des Heilandes derer, die an ihn gläubig waren, zu verweilen? Und wären nicht die Einzelheiten gerade der Geburtsgeschichte besonders geeignet gewesen, im Kampf um die menschliche Wirklichkeit dieser Geburt ins Feld geführt zu werden? Aber nie und nirgends scheint das geschehen. Und weiter. Wie merkwürdig ist es doch, daß die Kirche, die von allem Anfang an den Tod und die Auferstehung ihres Herrn feierlich begeht, das Fest seiner Geburt, das Fest also der Menschwerdung Gottes, gar nicht kennt? Daß Jahrhunderte vergehen, ehe sie, von aller geschichtlichen Ueberlieferung verlassen, überhaupt darüber nachzudenken beginnt, wann denn, an welchem Tag des Jahres diese Geburt stattgefunden haben möchte? Und noch wieder eine lange Zeit, ehe sie, nunmehr in Anlehnung an heidnisches Wesen, den Geburtstag ihres Herrn mit Jubeltönen zu feiern beginnt? Hat sie doch früher wohl den Tauftag gefeiert, den Tag, als Jesus, Mann geworden, das Zeugnis des Geistes aus der Höhe empfing, die *ἐπιφάνεια τοῦ πνεύματος**) also, nicht den *τοκετὸς Μαρίας*.**) Jahrhunderte, überlegen Sie, was das heißen will. Es ist, als wäre zur Zeit des dreißigjährigen Kriegs ein Held geboren worden, den die Menschheit als einen Heros schon lange, lange feierte, und jetzt erst besänne sie sich darauf, auch seiner Geburt zu gedenken.

Nun, es ist in der Tat so, und wir müssen uns damit abfinden, die Kirche hat in ihrem Herrn und Heiland zwar den *καινὸς ἄνθρωπος*, den neuen Menschen, gefeiert, aber sie hat ihr festliches Gedenken mit dem Jesuskinde nicht verknüpft. Sie hat es nicht getan, obwohl auch dieses Jesuskind sie beschäftigt hat. Haben doch die Christen sehr bald in frommer Neugier hinausgeschaut über die keuschen Grenzen, die in der Weihnachtserzählung der Evangelien ihrem Wissen vom Jesuskind und Jesusknaben gezogen waren. Haben sie sich doch seine Geschichte, die Geschichte seiner Mutter, ja ihrer Vorfahren, frühzeitig schon ausgemalt und die „Lücke im Leben Jesu", die die Ueberlieferung zu lassen schien, auszufüllen gesucht. Fromme Neugier wars, nicht festlich-religiöse Betrachtung. Und nun stellen Sie sich vor, was die Weihnachtsgeschichte späteren Geschlechtern, was sie seit über einem Jahrtausend und bis auf den heutigen Tag der Christenheit bedeutet! Wir sind mit ihr aufgewachsen, sie ist uns von Kindesbeinen an vertraut. Nun — am Ende sind es nur unsere Kinder, ist es das Kind in uns, um deren und dessen willen wir auch des Jesuskindes gedenken? Am Ende ists nur der Zauber der Weihnacht, die ganze Poesie, mit der dieses „stille heilige" Weben für uns umflossen ist, was uns immer wieder in seinen Bann zwingt? Ists also nur etwas Aesthetisches, nicht frei von religiöser Sentimentalität, oder sind es doch religiöse Werte, die in uns ausgelöst werden, wenn wir der Wunder der heiligen Nacht gedenken?

Lassen Sie mich, ehe ich darauf antworte, eine andere Geschichte heranziehen. Wir klagen oft darüber und haben Grund zur Klage, daß unsere Ueberlieferung von den großen Männern der alten Christenheit so wenig Anschauliches, so wenig menschlich Greifbares aufbewahrte. Nun, es gibt eine Erzählung, die mich, seit ich sie vor jetzt wohl dreißig Jahren zum ersten Male las, nicht wieder losgelassen hat. Eusebius erzählt sie uns: der Vater des Origenes — er hieß Leonides — habe sich einst seinem schlafenden Kinde genähert, habe seine Brust entblößt und sie ehrfurchtsvoll geküßt als den Tempel des heiligen Geistes. Warum ergreift uns diese einfache Geschichte? Nun, zunächst rein menschlich. Kommt doch in ihr die heilige Freude eines jeden Vaters zum Ausdruck, der sich beim Anblick seines Kindes bewußt wird, daß Gott ihm eine Gabe in die Wiege gelegt hat, an die er reiche Hoffnungen knüpfen darf. Aber Hoffnungen trügen und werden zerstört. Es muß noch etwas Anderes sein, was uns diese Geschichte wertvoll macht. Wir denken daran, was dieser Origenes, dieses Kind, dessen Brust der Vater in heiliger Scheu küßte, seiner Kirche geworden ist.

*) Die Erscheinung des Geistes. **) Die Niederkunft Marias.

Wir vergegenwärtigen uns, wie er durch Jahrhunderte hindurch den Theologen des Morgenlandes die geistige Nahrung geboten hat, wie sein Name ein vielumstrittenes Losungswort in den Geisteskämpfen der nachfolgenden Geschlechter geworden ist, und wir gedenken der schmachvollen Stunde, da zu Konstantinopel, in der Versammlung der Bischöfe, dieser Name sozusagen erdrosselt und der freien Bewegung morgenländischer Theologie das Todesurteil gesprochen wurde. Nun erst glauben wir den Sinn der Geschichte zu verstehen, und der Gedanke stört uns nicht, daß sie vielleicht nur eine Geschichte ist, wie sie die Nachwelt sich von dem vielbewunderten Geisteshelden erzählte.

Doch, was ist uns Origenes? Wohl hat er dem Theologen etwas zu sagen, der die Geschichte seiner Wissenschaft überschaut und liebt; aber Anderen? Kaum, daß sie den Namen kennen. Nun aber wenden wir uns zur Krippe in Bethlehem. Wir treten an sie heran, allein oder mit lieben Menschen, mit unseren Kindern und Geschwistern, wenn Gott sie uns geschenkt hat, und uns beunruhigt der Gedanke nicht, obs wirklich eine Krippe war, und ob sie wirklich gestanden hat in der Stadt Davids. Denn plötzlich weitet sich unser Blick. Mit dem Auge des Geistes, diesem größten aller Wunderwerke Gottes, überfliegen wie Zeiten und Räume, überschauen Länder und Völker. Wir sehen die Ströme von Licht und Segen, die sich aus diesem Quell ergossen haben über die ganze Menschheit. Wir folgen dem Kind auf seinem Lebensweg. Blitzartig erhellt die Unterredung im Tempel das Dunkel seiner Jugend. Mann geworden kämpft Jesus mit seinem Dämon, er durchzieht die Lande, er predigt die Gottes- und Nächstenliebe, er leidet, stirbt und ersteht in den Herzen seiner Jünger. Erfüllt von der Kraft heiligen Geistes ziehen sie hinaus, die Völker zu lehren. Und diese Völker, sie schmücken ihren Herrn und Heiland, der einst in Windeln lag und ein Mensch war wie wir, mit all dem Glanz, den religiöse Sehnsucht ihren Gottheiten geliehen hatte, und er bleibt doch derselbe in Ewigkeit, der er gestern war und heute ist.

Mit unseren Kindern und mit dem Kinde in uns, das Gott uns bis in unsere Greisentage erhalten möge, sind wir an die heilige Stätte getreten, mit den Hirten vom Felde und den Weisen aus dem Morgenlande, und über uns hat die Menge der himmlischen Heerscharen ihr Gloria gesungen:

Jauchzt, Himmel, die ihr ihn erfuhrt,
Den Tag der heiligsten Geburt,
Und Erde, die ihn heute sieht,
Sing ihm, dem Herrn, ein neues Lied!

Denn uns ist heute der Heiland geboren, welcher ist Christus der Herr.

Gustav Krüger

Gedanken vom Wege

Aus China*)

1

Wer ein Volksganzes richtig beurteilen will, der muß die Kunst des Balancierens verstehen. Er muß balancieren können auf der schmalen Linie, die zwischen kritiklosem Aufloben und unverständigem Schmählen hinläuft. Nach beiden Richtungen bekommt, wer ein fremdes Land beobachtend durchwandert, immer wieder Anstöße genug. Das Fremdartige, wenn es uns urwüchsig und lebenskräftig entgegentritt, hat leicht etwas Bestechendes, und wir verfolgen die Bewegungslinien einer uns fernliegenden Kultur gewöhnlich zunächst mit einer parteiischen Sympathie. Alsbald aber erlebt man die Schattenseiten der Fremde bei rechtem tiefen Eintauchen in Land und Volk am eigenen Leibe oft so empfindlich, daß allerlei Mißstimmungen daraus hervorwachsen, die sich in ungerecht verall-

*) Dies ist unter Hackmanns Reiseberichten genau gezählt der vierzehnte (die großen geteilten Aufsätze als einen gerechnet). Wir haben aber ein späteres Manuskript bereits vorgreifend herausgebracht, um seines aktuellen Inhalts willen: in Nr. 52 „Das Alte stürzt". Obiges ist, wie auch das nächstfolgende Stück, noch vor Ausbruch der Revolution oder doch ohne Kenntnis von ihr niedergeschrieben. D H

gemeinernden oder an einem verkehrten Maßstabe orientierten Urteilen geltend machen. So wird man hin und her gestoßen und muß sich immer wieder sammeln, um in der „gerechten Mitte“ (ein Ausdruck konfuzianischer Philosophie, der großen Lebenswert hat) das Gleichgewicht zu finden. Häufig findet man es erst nachträglich, wenn die unmittelbaren Eindrücke überwunden sind, doch noch nicht zu weit zurückliegen.

2

Viele Einzelheiten des chinesischen Volkslebens treten für unser Urteil in die rechte Beleuchtung, wenn wir uns an das europäische Mittelalter erinnern. Ich habe diese Parallele seit langen Jahren verfolgt, sie geht sowohl über das Ganze hin wie tief in merkwürdige Einzelheiten hinein. Zwar ist es richtig, daß kein Volk ohne weiteres die Wiederholung eines andern bildet; aber bei aller Verschiedenheit des eigentümlichen Volks- und Rassegenius wirken doch in dem Wachstum größerer Menschengemeinschaften gewisse gleichmäßige Anlagen der menschlichen Psyche, dazu gewisse zwingende äußere Umstände, aus Natur, Beschäftigung, Verkehr und Anderem hervorgehend, so stark ein, daß ähnliche Grundlinien des Werdens sich bilden. Wenn man diese gleichsam gesetzmäßige Gebundenheit des menschlichen Fortschrittes beachtet (wozu Vergleichung natürlich der einzige Weg ist), gewinnt man wesentlich an leidenschaftslosem Verständnis auch für die sonderbarsten Erscheinungen. Natürlich läßt sich nicht alles parallelisieren. Das ist gerade das Lehrreichste an dieser Betrachtungsweise, zu bemerken, wo die Eigenart im Guten oder Bösen aus dem Parallelismus heraustritt.

3

Ich durchwanderte in diesen Tagen eine Gegend (in der Provinz Shansi), wo die meisten Häuser aus Lehmwänden mit flachem Lehmdach darüber aufgeführt waren. Es gab den Ortschaften einen ärmlichen, fast ruinenhaften Charakter. Zwischendurch bemerkte ich an den Dorfstraßen zuweilen Häuserfronten aus Backstein, solide und hübsch gebaut, auffallend günstig sich abhebend von der Umgebung. Ich besah mir ein solches Haus näher. Wie groß war aber mein Erstaunen, als ich entdeckte, daß hinter der stolzen Front das Gebäude zu denselben niedrigen armseligen Lehmmauern zusammenschrumpfte, aus welchen auch die Nachbarhäuser bestanden. Nur nach der Straße hin hatte man den Eindruck von Schönheit und Vornehmheit zu wecken gesucht, es war aber im wörtlichen Sinne nichts dahinter.

So fand ich wieder einmal einen schlagenden Beleg für einen hervorstechenden Zug des chinesischen Wesens. Es ist das, was ich das A t t r a p p e n h a f t e im chinesischen Tun und Treiben nennen möchte: eine viel versprechende Außenseite ohne rechten Inhalt.

An Erscheinungen, die hierher gehören, ist das chinesische Leben überreich. Es ist mir bei Tempeln aufgefallen, deren Anlage von weitem gesehen etwas ganz Außerordentliches versprach: große Vorhallen, Torbogen, breite mächtige Freitreppen, und wenn man schließlich in die Haupthalle kam, so war sie schmutzig und unbedeutend, enthielt nichts irgendwie Imponierendes. Chinesische Geschenke können denselben Eindruck machen: sorgfältig eingepackt, mit Visitenkarte und Dedikationsgedicht versehen, in größter Förmlichkeit übersendet oder überreicht, der Gegenstand selbst lächerlich wertlos. Die hochtrabenden Maximen und schönklingenden Gedichte, die dem Chinesen so leicht aus dem Pinsel fließen und überall, an den Türpfosten einer Dorfherberge so gut wie über dem Kaiserthron, ihre Rolle spielen, aber eben nur die Rolle der Attrappe, gehören hierher, ebenso die dem freundlich auftretenden Fremden so leicht entgegen gebrachten Freundschaftsbeteuerungen und Liebenswürdigkeiten, ja schließlich der ganze übertrieben höfliche und formvolle Ton des Verkehrs.

Es ist klar, daß dies äußerlich Aufgetragene, innerlich Leere der chinesischen Kultur in so starkem Maße aufgezwungen ist dadurch, daß die unumstößlichen Autoritäten der alten Zeit sittliche Ideale sanktioniert haben, ohne doch dem Volke die Kraft mitzuteilen oder den Weg zu der Kraft zu zeigen, die solchen Idealen wirklich gerecht wurde. Dem starken Betonen der idealen Forderung folgte, als erst einmal Persönlichkeiten wie Konfuzius und Menzius sich durchgesetzt hatten, die selbstverständliche Anerkennung solcher Forderungen, verbunden aber mit der deutlich empfundenen inneren Unfähigkeit, dem Geforderten gerecht zu werden. So entstand schließlich eine starke Strömung auf Wahrung der Aeußerlichkeiten hin, ein Kultivieren der Formen, das sich über alle Gebiete hin ausdehnte. Mir scheint, daß dieser krankhafte Zug um so mehr im Chinesen Macht gewinnt, je mehr er sich Bildung und Gelehrsamkeit aneignet. Denn grade die literarische Schulung prägt ihm die Hochhaltung gewisser sittlicher Ideale immer wieder ein, verschafft ihm aber zugleich auch eine fast unheimliche Virtuosität in rein äußerlicher Handhabung großer und schöner Gedanken, ja im Spielen und Tändeln damit, hinter dem sich das wahre Leben verkriecht. Der Bauer und der geringe Mann ist zum Glück freier davon geblieben.

4

Vielleicht liegt in der Fortsetzung eben dieses chinesischen Charakterzuges ein anderer Mangel, über den man grade bei der heutigen Lage des Landes viel zu klagen hat. Das ist die Unfähigkeit, gut Angefangenes energisch und konsequent durchzuführen. Anfänge in der Uebernahme westlicher Kultur sind heutigen Tages in China eine Menge zu verzeichnen. Da sind Schulen nach europäischem Muster, da sind Eisenbahnen, da ist die Reorganisation des Rechtswesens und der Verfassung, da sind Fabriken und Bergwerke, da sind Ansätze zu Universitäten, da ist das neue Heeres- und Polizeiwesen. Das Zweckmäßige solcher Reformen ist auch den führenden Persönlichkeiten Chinas längst klar geworden und man hat sich oft mit großem Eifer an die Arbeit gemacht. Aber all diese Neugestaltungen können natürlich nur dann wirklich segensreich wirken, wenn sie mit einer gleichmäßigen Ausdauer fortgeführt und in Stand gehalten werden. Grade dabei aber hapert es. Der erste Eifer der Inszenierung des Neuen flaut ab, man verliert das Interesse, läßt die Sache von selbst weiterlaufen, wie sie eben läuft, und daß auf solche Weise sehr schnell auch die besten Anfänge ins Stocken geraten, ist wohl begreiflich. Das theoretisch so gescheit entworfene System der Regierungsschulen z. B. wirft bis jetzt praktisch recht wenig Gewinn ab, weil die lebendige und kräftige Durchführung im Einzelnen fehlt. Die Leitung der Schulen ist schlaff, die Disziplin mangelhaft, die Verarbeitung des Lehrstoffes oberflächlich, die durch den Unterricht zu vermittelnde Erziehung (für jeden rechten Lehrer das echte Ziel der Schule und in China notwendiger als irgendwo) versagt fast vollständig. (Man vergleiche einmal den aus der Erfahrung heraus geschriebenen Artikel im Ostasiatischen Lloyd 1911 Nr. 33 „Die Gelbschnabelgefahr in China“.) Bei den Eisenbahnen, die doch alle erst neuerdings fertig gestellt sind, klagt man ebenfalls schon heute lebhaft über Vernachlässigung des Betriebes. Ob das jetzt, wo man die Verstaatlichung der Bahnen so emsig betreibt, sich ändern wird, muß man abwarten. Bei anderen Neuschöpfungen ist es ähnlich. Die Kraft versiegt in der Durchführung. Das ist ein Mangel, der nicht erst in dieser modernen Zeit und ihren Aufgaben hervortritt, sondern es scheint, daß von jeher der chinesische Geist eine gewisse Kurzatmigkeit gezeigt hat in der Ausnutzung kultureller Ideen. Es ist bekannt, daß eine Reihe wertvoller Erfindungen (z. B. Pulver, Buchdruck) in China früher als im Abendlande gemacht wurden, ohne daß man den Fund recht zu verwerten imstande war. Das Pulver diente zu Feuerwerk, der Buchdruck blieb auf der Stufe der aus Holz geschnittenen Platten. Noch viel weiter zurück, nämlich in die Entstehung der chinesischen Schriftzeichen hinein kann man dieselbe Art chinesischen Geistes verfolgen. Sie finden den Weg aus der Bilderschrift zu Ideogrammen, von den Ideogrammen zu phonetischen Schriftzeichen, dann aber erlahmt der geistige Trieb, und den wichtigsten Schritt zur Auflösung des Wortes in seine einzelnen Laute und der Bildung eines Alphabetes vermögen sie nicht mehr zu tun. Alles dies scheint mir seinen tieferen Grund in der geistigen Struktur dieser Rasse zu haben, der das Nachhaltige, das unermüdet Vorwärtsdringende fehlt.

5

Ich frage mich oft, woher es kommt, daß das Durchwandern chinesischer Straßen in den Städten und Flecken solch einen Reiz auf mich ausübt. Vieles dabei ist ganz gewiß nicht angenehm, Schmutz, üble Gerüche, Enge und Gedränge, Lärm, allerlei Leiden an Menschen und Tieren, und es gibt genug Europäer, denen dergleichen das Passieren chinesischer Städte von vornherein unleidlich macht. Mir geht es nicht so. Zwar empfinde ich jene Häßlichkeiten auch zur Genüge, aber da sind gewisse Gegengewichte anziehender Art. Was ist das eigentlich?

Vielleicht liegt ein Hauptreiz des chinesischen Straßenbildes für mich darin, daß die Art der Erzeugnisse, die sich überall darbieten, einfacher, primitiver ist als bei uns, und daß deshalb der Weg von der Natur zur Kultur sich hier kürzer und übersichtlicher darstellt, wodurch dem Beobachter die Arbeit des Menschen an der Natur, die Herrschaft des Menschen über die Natur noch deutlicher zum Bewußtsein gebracht wird. In fast allem, was ich hier bemerke, kann ich den Weg zurück zum Rohprodukt noch ganz leicht verfolgen. Der Eindruck bei allem ist daher für mich unmittelbar der von menschlicher Geschäftigkeit und Betriebsamkeit, die die Schätze des natürlichen Werdens ans Tageslicht fördert und nutzbar macht. Gehe ich durch unsre Straßen daheim in Europa und sehe in die Schaufenster hinein, so bieten sich mir da tausend Gegenstände so verfeinerter und komplizierter Art, daß sie den Weg ihrer Entstehung gar nicht mehr verraten und deshalb in mir die Vorstellung menschlicher Arbeit gar nicht unmittelbar wecken. Ich kenne all die Details ihrer Herstellung nicht. Anders in den chinesischen Läden und Verkaufsständen. Ich sehe zum Teil noch das Rohmaterial, ich sehe Handwerker an der Arbeit, ich sehe ihr Produkt, einfacher und plumper, wenn man so will, aber für mein Verständnis ganz faßlich und übersichtlich, unter ihren Händen entstehen, ich erkenne in den Verkaufsgegenständen meistens noch deutlich, woher sie kommen und wie sie so geworden sind. Das gibt einen eigentümlich frischen Eindruck von Menschenkraft und Arbeitseifer, und es weckt in mir eine unmittelbare Teilnahme selbst an den einfachsten Gegenständen, zugleich auch an den Menschen, die sie herstellen.

6

Eins der verbreitetsten Bücher in China, der sogenannte Drei-Zeichen-Klassiker, womit jedes Schulkind seine Studien beginnt, stellt in seinem Anfange den Satz auf: Die Menschen sind einander von Natur her gleich; aber durch ihre weitere Entwicklung werden sie verschieden. Ueber den Grad der Richtigkeit dieses Satzes mag man streiten, aber daß eine gewisse Wahrheit darin liegt, scheint mir unzweifelhaft. Erst die verschiedenen Einflüsse der Umgebung, Gewöhnung, Erziehung, Lebensweise entfernen die Menschen so recht von einander und bauen Scheidewände zwischen ihnen auf, die die natürliche Anlage nicht kennt. Aber diese Einflüsse sind freilich auch eine eben so elementare, eben so unausschaltbare Größe wie das Erbteil der Geburt, das Jeder ins Leben mit hineinbekommt. Ja, genauer zugesehen ist dies Erbteil der Geburt vielleicht selbst nichts Anderes als ein sozusagen krystallisierter Teil älterer äußerer Einflüsse, und die Gegenüberstellung des Geborenen und Anerzogenen hat keine Berechtigung. Wie dem auch sei, jedenfalls begegnen sich die Menschen verschiedener Rassen und Länder in einer Gebundenheit, die die Annäherung auch bei bestem Willen sehr schwer macht. Es kommen immer wieder Zeiten, wo man diese verschiedenartige Gebundenheit so lebhaft empfindet, daß man verzweifeln möchte an einer wirklich ins Tiefe und Breite gehenden Verständigung zwischen den Angehörigen verschiedener Rassen und Kulturen. Ein Gedanke aber ist es, der mich dem gegenüber wieder beruhigt und stärkt.

Es kommt mir vor, als ob die kulturelle Gebundenheit doch in allen Rassen um so schwächer würde, je höher das sittliche Niveau ist, das der Einzelne erreicht. Gesetzt die Menschen seien als eben Geborene einander im wesentlichen gleich und fingen dann unter äußeren Einwirkungen an sich von einander zu sondern, so kommt jedenfalls im höheren Kurse ihres Werdens wieder ein Punkt, wo die divergierenden Linien umbiegen zur Konvergenz, und das ist der Moment, wo die reine sittliche Idee stärkere Geltung in ihnen gewinnt. Im sittlichen Streben verständigen sich Menschen des verschiedensten Milieus, sobald nur Ernst und Reife da ist, sehr leicht, fühlen ihre verwandte Natur, und das Trennende in Gewand, Sitte, Gesetz, Gewöhnung rückt in den Hintergrund. Darum sind uns Persönlichkeiten wie Konfuzius oder Laotze in ihrem Wesentlichen recht wohl zugänglich, darum wird auch Jesus Christus den ernster strebenden, innerlich gearteten Chinesen zugänglich sein in dem, was seiner Worte und seiner Taten echter, rechter Kern war. Darum ist auch Aussicht, daß mit dem Fortschreiten sittlicher Erstarkung und Läuterung unwillkürlich die Verständigung der Menschen über den Erdball hin wachse.

Immerhin: wer mit solchen Hoffnungen rechnet, der rechne zugleich mit unendlich langen Zeiträumen.

Heinrich Hackmann

Zeitgemäße und unzeitgemäße Adventsgedanken

[Ich könnte sie ebensogut überschreiben „Neujahrsgedanken". Aber sie sind gedacht und aufgezeichnet in der Adventszeit, d. i. in der Zeit, da wir Kirchenchristen das ewige Kommen Jesu Christi in die Welt immer neu erleben.]

Mir träumte: ich war in der Kirche. Der Pfarrer betete das Kirchengebet. Mit besonders bewegter Stimme hob er die Stelle hervor: „Erhalte unserm deutschen Vaterlande den Frieden von außen, im Innern Ruhe, Einigkeit und Recht." Die Gemeinde fiel ein:

Schleuß zu die Jammerpforten
und laß an allen Orten,
wo Krieg und Blutvergießen,
die Friedensströme fließen.

Der Gottesdienst war zu Ende, wir gingen hinaus. Auf einmal erkannte mich Einer. „Schlagt ihn tot, er ist ein Pazifist!" Die fromme Menge wollte sich auf mich stürzen. Aber es tat nicht not. Eine Abteilung Bersaglieri kam um die Ecke. (Ich merkte plötzlich, daß ich einen weißen Burnus anhatte.) „Hände hoch!" riefen sie mir zu. Sie legten an und die Hähne knackten. Da erwachte ich.

*

Zwei Deutsche sprechen sehr ernst über die Wichtigkeit eines Krieges für Deutschland. Unser deutsches Volk braucht einen Krieg zu seiner sittlichen Wiedergeburt, sagte der eine. Ja, erwiderte der andre, aber einen unglücklichen. Darnach schwiegen sie.

*

„Sie sind eben befangen in einem Vorurteil gegen den Alldeutschen Verband, gegen den Ostmarkenverein, gegen den Deutschen Verein in der Nordmark. Vom Flotten- und Wehrverein zu schweigen. Wenn es zu einem Kriege kommt — und ich glaube nicht, daß wir daran in den nächsten Jahren vorbeikommen — dann brauchen wir diese Vereine, dann können wir mit Ihrem Friedensvereine nichts anfangen."

Ja, gibt es denn nicht eine Arbeitsteilung? Und muß sie nicht sein?

*

„Wann wird der Tag kommen, an dem Ihnen das nationale Bewußtsein erwacht?"

So schrieb mir der Freund. Das Nationalgefühl hat in Vielen heutzutage den Charakter der Religion angenommen. Auch ihrer Verirrung verfällt es schon: dem Fanatismus. Man verkennt im Volksgenossen den Mitpatrioten, wenn er nach Temperament und Ueberzeugung seinen Patriotismus anders auslebt. Die Gefahr davon hat — das Vaterland.

*

Daß bei den Italienern der Patriotismus an Stelle der Volksreligion getreten sei, haben wir seit Jahrzehnten oft gehört. Die einmütige seelische Erhebung dieses Volkes heute

aus einem Anlaß, der uns nach Moral und Erfolg aus der Ferne höchst zweifelhaft dünkte, scheint das zu bestätigen.

*

Die Italiener mögen ihre Gründe gehabt haben, Tripolis zu nehmen. Aber sie haben einen großen Fehler gemacht. Sie haben keine Mühe darauf verwandt, es mit einem Schein des Rechtes an sich zu bringen.

*

Der „Schein des Rechts" ist kein Recht. Luthers Erklärung des neunten Gebots bleibt sittliche Wahrheit. Aber der Schein des Rechts ist die Huldigung, die der, der unrecht tut, dem Rechte darbringt, während er unrecht tut. Es liegt ein ethisches Gut drin verborgen: eine Schätzung, eine Verheißung. Oder vielmehr, es liegt nicht verborgen darin, sondern es ist ein öffentlicher Tribut, der Heiligkeit der Prinzipien gezollt. Ganz von ferne besteht da eine Verwandtschaft mit der „Rechtfertigung aus dem Glauben".

*

Anfang November schickte mir ein getreuer Leser Ausschnitte aus der Schlesischen Zeitung und legte mir nahe „das öffentliche christliche Gewissen gegen die Kriegführung der Italiener wachzurufen." Es war dem Absender wie selbstverständlich: „Sie werden auch ohne meine Bitte gegen diese skandalösen Dinge Protest erheben." — Ich kannte damals die Schmerzen unsrer Freundin Maria Sell noch nicht (vgl. Nr. 50 und 52). Aber ich las überall Entrüstung gegen die italienischen Grausamkeiten; Rohrbach gab ihr auch in der Christlichen Welt Worte (Nr. 47); und ich teilte sie. Aber während ich die Berichte der Frankfurter Zeitung*) aufmerksam verfolgte, wurde ich an der Berechtigung des allgemeinen Verdikts irre, das keine mildernden Umstände zubilligte. Ich ersah, daß die Ausschreitungen des 23. Oktober und darnach im Gefolge einer Panik statthatten: eine Panik verrückt mit entsetzlicher Macht alle moralischen und menschlichen Begriffe. Und ich erinnerte mich an Erzählungen aus unserm China-„Feldzuge" von greulichem Spiel mit dem Leben der Eingeborenen — ohne Panik — aus einer Art „Tropenkoller". (Ich habe das nicht aus den Zeitungen, sondern von solchen, die es erlebten.) Ich überdachte die furchtbaren Versuchungen, die der Krieg gegen ein Volk fremder und niederer Zivilisation für die europäischen Soldaten mit sich bringt. Darüber verging mir alles Protestieren.

*

Für die Kriegführung mit „Eingeborenen" hat sich noch keine gute Sitte gebildet, keine „Konvention", und es fragt sich, ob sie möglich ist. Aber ein Volk, das sein Land verteidigt, darum ehrlos machen und aufhängen, weil es kein ordnungsmäßig ausgehobenes und uniformiertes Heer ist, scheint mir nur in Zuständen erlaubt, die jeder Moral entbehren.

*

Ich kann dem deutschen Volke keinen Vorwurf daraus machen, daß es den Italienern bei ihrem Eroberungskriege die Sympathie entzog. Unsrer Regierung mag das unbequem gewesen sein, so gut wie einst unsre Schwärmerei für die Buren gegen die Briten, oder wie die Parteinahme der Besten für die Armenier in den Tagen Abdul Hamids. Immer kam da echte Volksempfindung zu Tage. Der wirklich nationale Deutsche kann nur seine Freude daran haben. Eine fähige Regierung mag korrigierend eingreifen, auch im Widerspruch dazu handeln, wenn es not tut; aber sie wird auch zeigen müssen, daß sie sie versteht und zu nützen weiß.

*

Zwischen den Jahren, da wir die Türken haßten, und heute liegen Ereignisse und liegt Erziehung. Ereignisse: der Sturz Abdul Hamids, das Obsiegen reformdurstiger Schichten in der Türkei.**) Wo wir einen Staat, eine Nation, eine Rasse, eine Religion sich zum Licht emporringen sehen, da sind wir Deutschen mit unsrer Sympathie. Und Erziehung: wir haben inzwischen, dank tüchtigen Vermittlern, unsre Kenntnis der Türkei und des Orients überhaupt umfassend und eindringend gemehrt.

*

„Gebt uns zehn Jahre Ruhe", hörten wir einen von den vorwärtsringenden türkischen Staatsmännern sagen. Bittend und anklagend — die christlichen Mächte, die der Türkei keine Ruhe gönnen. Schon wie Oesterreich damals Bosnien und Herzegowina wegnahm, welche Belastung für das neue Staatswesen, das eben erst aus dem alten Ei kroch! Und nun dieser Ueberfall durch Italien! „Nur zehn Jahre Ruhe!" Das verstehen wir Deutsche, und damit sympathisieren wir.

*

Auch Italien wird unsre Freundschaft und Ehrfurcht in dem Maße gewinnen, als es durch einen schweren, Opfer fordernden Krieg tapfer durchhält. Ein schneller, leichter Erfolg seines Beutezugs, übermütig quittiert, würde vielleicht das italienische Volk für unabsehbare Zeit um unsre Achtung gebracht haben. Die Stimmung in Deutschland ist schon heute nicht mehr so ungünstig für die Italiener, wie Maria Sell sie voraussetzt: der Segen des unglücklichen Krieges.

*

Ob der Islam reformfähig ist? Seine Ausbreitungskraft in Afrika scheint noch eben unwiderstehlich — selbst in unsern Kolonien, trotz treuster Arbeit der christlichen Mission. Ich kann mir nicht denken, daß das Erlebnis des in Tripolis (und sonst) erfahrenen Unrechtes die im Islam vorhandenen Kräfte lähmt: ich kann mir nur das Gegenteil vorstellen.

Welchen Respekt die muhammedanischen und heidnischen Völker heute vor den christlichen haben mögen? Ich meine nicht: vor ihren Kanonen, sondern: vor ihrer Moral! Meint man wirklich, diese „Imponderabilien" würden nichts ausmachen für den Gang der Weltgeschichte?

*

„Schlagt ihn tot, er ist ein Pazifist!" rufen die Kirchenzeitungen. Dieselben, die unabläßig reine Lehre schützen (eine wundervolle Aufgabe). Da ist manchmal kein Unterschied zwischen der Allgemeinen Evangelisch-Lutherischen Kirchenzeitung und den Leipziger Neuesten Nachrichten. Und die Reformation (Nr. 42) druckt mit Genugtuung Sätze eines führenden modern-positiven Theologen ab über „die Notwendigkeit des Krieges" (was ist Notwendigkeit? notwendig für wen?) mit dem Schlußwort: „So geht es in der Welt zu, so war es früher und so wird es auch in Zukunft sein, bis diese Weltzeit zu Ende geht." Weiter hat ein christliches Blatt in solchem Moment nichts zu sagen? Nichts von dem, was sein soll? und was uns als Christen, die in der Welt sind, doch vornehmlich interessieren muß?

*

Wir treten für gar keine pazifistische Theorie ein. Wir wissen nur, daß es so, wie es heute zwischen den „christlichen" Staaten unter sich, zwischen den „christlichen" Staaten und den unchristlichen steht, nicht bleiben kann und soll. Es sind auch die Füße derer, die diesen Zustand zu andern gewesenen auf den großen Friedhof der Weltgeschichte hinaustragen, schon vor der Tür. Ich sage nicht, daß dann der Friede dasein wird und das „Seid umschlungen, Millionen!" Aber ganz anders als heute wird es sein, so gewiß es heute anders ist als zur Zeit des dreißigjährigen Krieges und des mittelalterlichen Fehderechts. Einen wirklichen, effektiven Friedenszustand aber zwischen allen Völkern der Erde kann nach unsrer Ueberzeugung nichts schaffen als die Einigung der Menschen in Einer lebendigen Religion. An dieser Hoffnung ist nichts Utopisches. Denn erstens können wir warten. Sodann wissen wir, daß wir arbeiten müssen und daß die Stunde Gottes ist. Aber die Zerrbilder von Religion, die überall dazwischen grinsen, nehmen uns nicht die Freude an der Erfahrung, die wir haben, von der wir leben und die das solide Fundament unsrer Christen-Hoffnung ist.

R

*) Deren Korrespondent bekanntlich später von den Italienern aus Tripolis ausgewiesen wurde.

**) Es lohnt die „Briefe aus Kleinasien von einem Frühvollendeten" einmal wieder nachzulesen, S. 193 ff. der Buchausgabe.

Die staatliche Eidesnötigung und die Kirche

1

Es liegt im Wesen des Staats, daß er zu erzwingen sucht, was ihm für seine Zwecke notwendig erscheint. Wenn er darum der Zuverlässigkeit der Aussagen, die er fordert, diese Bedeutung beilegt, so ist nichts Anderes zu erwarten, als daß er die zu strafen droht, die in solchem Fall eine falsche Aussage machen oder nicht halten, was sie versprechen. Aber die Sicherheit, die ihm die Furcht vor der staatlichen Strafe bietet, genügt ihm nicht, er glaubt erst dann die Gewähr zu haben, die er braucht, wenn die Furcht vor Gott hinzutritt, wenn ein religiöser Akt, der Eid, das Gewissen derer bindet, von denen die Aussage gefordert wird. Und so notwendig scheint ihm diese Bindung des Gewissens, daß er die Eidesleistung auch zu erzwingen sucht, indem er die Verweigerung mit Strafe bedroht. Indes läßt er Ausnahmen zu. Den Mennoniten z. B. ist im Deutschen Reich durch Gesetz gestattet, an Stelle des Eides ihre Beteurungsformel zu gebrauchen. Diese Religionsgesellschaft hält es für Sünde, zu schwören, und der Staat findet für gut, hierauf Rücksicht zu nehmen; er schenkt ihr das Vertrauen, daß ihre Glieder sich durch ihre Beteurung nicht minder im Gewissen gebunden fühlen, als Andere durch den Eid. Den Gliedern anderer Religionsgesellschaften, insbesondere der anerkannten Kirchen, die den Eid als die unüberbietbare Form, die Zuverlässigkeit einer Aussage zu sichern, gelten lassen, sowie allen, deren Gewissen durch kein Gemeinschaftsgewissen legitimiert ist, mutet der Staat schlechthin zu, einen auferlegten Eid zu leisten. Ob sie dies mit Willen tun oder nur um der Strafe zu entgehen, kümmert ihn nicht. Der Schwur bindet das Gewissen, und damit ist der Zweck erreicht. Hat aber der Staat wirklich, was er will, wenn sie den Eid leisten, um nicht gestraft zu werden, aber nicht schwören *wollen*? Dem Steuerzahler, dem der Staat durch Strafdrohung oder auf dem Zwangswege sein Geld abgenommen hat, kann er den Trost gönnen, bei seinem Willen, nicht zu zahlen, geblieben zu sein; er hat, was er will, das Geld, das ihm darum nicht weniger wert ist. Beim Eid ist dies offenbar anders. Er soll das Gewissen binden. Wenn nun der Wille, nicht zu schwören, bei der Eidesleistung nicht versagt, sondern fest bleibt, so hat der Staat die Eidesworte, aber das Gewissen ist ihm entschlüpft, er hat seinen Zweck nicht erreicht. Der Eid ist eine religiöse Handlung, bei der die Beziehung des Willens zu Gott durch das Wort vermittelt wird. Wenn diese Beziehung nicht gewollt ist, kann sie auch nicht durch das Wort vermittelt werden. Dagegen kann das Wort gesprochen werden, ohne daß man die Beziehung zu Gott will. Wird aber das Wort ohne den Willen, mit Gott in Verbindung zu treten, gesprochen, so ist es religiös ganz bedeutungslos, die Handlung ist keine religiöse Handlung mehr, sondern eine sinnlose Zeremonie; sie kann das Gewissen nicht binden. Wer nicht beten will, betet nicht, auch wenn er auf irgend welche Veranlassung hin Gebetsworte spricht. Wer das Bekenntnis eines Glaubens vorliest oder gezwungen nachspricht, hat den Glauben nicht bekannt. Und wie der Richter, der die Eidesformel vorspricht, nicht selbst schwört, so schwört auch der nicht, der sie nachspricht, wenn er nicht schwören will.

Kant bemerkt in den Metaphysischen Anfangsgründen der Rechtslehre § 40:

> Die gesetzgebende Gewalt handelt im Grund unrecht, diese Befugnis (die Religion in der Forderung des Eides als Notmittel zu gebrauchen) der richterlichen zu erteilen, weil selbst im bürgerlichen Zustand ein Zwang zu Eidesleistungen der unverlierbaren menschlichen Freiheit zuwider ist.

Der Nötigung zur Eidesleistung gegenüber erweist sich die menschliche Freiheit in der Tat als unverlierbar, sofern „Niemand müssen muß“, keine gesetzgebende Gewalt den Willen zu schwören erzwingen kann, und Niemand schwören kann, der den Willen hat, nicht zu schwören. Die gesetzgebende Gewalt, der Staat, dessen Recht seine Macht ist, „handelt unrecht“, wenn er erzwingen will, was er nicht erzwingen kann. Ihm geschieht kein Unrecht, wenn er nur das erhält, was er durch die Strafandrohung erzwingen kann, das Nachsprechen der Eidesformel, während der Wille dabei bleibt, nicht zu schwören. Von dem, der unter Zwang handelt, kann nicht mehr erwartet werden als daß er tut, was erzwungen werden kann. Wird der Eid freiwillig geleistet, so ist der, dem er geleistet wird, zu dem Vertrauen berechtigt, der Andere wolle sein Gewissen binden. Wird er freiwillig mit Mentalreservation geleistet, so ist der Zweck, das Vertrauen dessen, dem er geleistet wird, zu täuschen, indem man den Schein erweckt, als wollte man sein Gewissen binden, ohne dies zu wollen; Täuschung berechtigten Vertrauens aber ist ein Unrecht. Wenn dagegen der Staat erwartet, durch die Nötigung zur Eidesleistung zu erreichen, was nicht erzwungen werden kann, die Bindung des Gewissens, so wird er nicht von dem betrogen, der den Eid leistet, ohne schwören zu wollen, sondern er betrügt sich selbst, indem er seiner Zwangsgewalt etwas zutraut, was sie nicht vermag. Wer Zwang anwendet, vertraut ja nicht dem, den er zwingen will, sondern der Macht zu zwingen, die er zu haben glaubt.

2

Dem Staat macht dies keine Sorge. Die Kirchen halten den Eid für recht und machen ihren Gliedern zur Pflicht, dem Staat, der die Eidesleistung verlangt, zu gehorchen; sie verbürgen ihm damit, daß der auferlegte Eid von ihren Gliedern mit Willen geleistet wird. Eine Sicherheit wie die katholische Kirche können die Kirchen der Reformation allerdings nicht geben. Das Verbot des Eides im Neuen Testament ist dem Standpunkt der Kirche von jeher gefährlich gewesen, und die evangelischen Kirchen haben es nicht so leicht wie die katholische, die Gefahr zu beseitigen. In der ersten Rede Jesu nach dem ersten Evangelium stehen die Worte:

> Ihr habt gehört, daß zu den Alten gesagt ist: Du sollst keinen falschen Eid tun und sollst Gott deinen Eid halten. Ich aber sage euch, daß ihr allerdinge nicht schwören sollt ... Eure Rede aber sei: Ja, ja; Nein, nein; was darüber ist, das ist vom Uebel.

Am Schluß desselben Evangeliums spricht Jesus zu seinen Jüngern:

> Mir ist gegeben alle Gewalt im Himmel und auf Erden. Darum gehet hin und lehret alle Völker und taufet sie auf den Namen des Vaters und des Sohnes und des heiligen Geistes und lehret sie halten alles, was ich euch befohlen habe.

Und im Brief des Jakobus lehrt einer seiner Jünger:

> Vor allen Dingen aber, meine Brüder, schwöret nicht, weder bei dem Himmel noch bei der Erde noch mit keinem andern Eide. Es sei aber euer Wort Ja, das Ja ist, und Nein, das Nein ist, auf daß ihr nicht unter das Gericht fallet.

Wer dies unbefangen liest, kann zu keinem anderen Urteil kommen, als daß die Kirche, die lehrt „Du darfst und sollst schwören“ die Völker lehrt, nicht alles zu halten, was Jesus nach der Schrift seinen Jüngern befohlen hat. Es ist aber unmöglich, daß die Kirche ihrem Herrn geradezu widerspricht; sie muß daher erklären, wie sich ihre Lehre mit dem vereinigen läßt, was Jesus befohlen hat. Für die Katholiken ist die Sache damit erledigt, daß die Kirche ihre Erklärung gibt. Die Protestanten dagegen haben zu prüfen, sie müssen überzeugt werden. Die Erklärungen der Kirchen stimmen im wesentlichen überein. Wir nehmen, was *Luther* im Großen Katechismus zum zweiten Gebot sagt:

> Gottes Name ist uns aber darum offenbaret und gegeben, daß er im Brauch und Nutz soll stehen. Darum schleußt sich nun selbst, weil hie verboten ist, den heiligen Namen zur Lügen oder Untugend zu führen, daß wiederum geboten ist, ihn zur Wahrheit und allem Guten zu brauchen, als nemlich, so man recht schwört, wo es noth ist und gefordert wird ... Aus diesem Verstand hat man die Frage leichtlich aufgelöset, damit sich viel Lehrer bekümmert haben: warum im Evangelio verboten ist zu schwören, so doch Christus, St. Paulus und andere Heiligen oft geschworen haben? Und ist kürzlich diese Meinung. Schwören soll man nicht zum Bösen, das ist zur Lügen und wo es nicht noth noch nützlich ist, aber zum Guten und des Nächsten Besserung soll man schwören. Denn es ist ein recht gut Werk, dadurch Gott gepreiset, die Wahrheit und Recht bestätigt, die Lügen zurückgeschlagen, die Leute zufrieden gebracht, Gehorsam geleistet und Hader vertragen wird.

Sicherlich ist so „die Frage leichtlich aufgelöst“, sachlich dem gesunden Menschenverstand entsprechend. Aber derselbe Verstand wird ebenso sicherlich nicht begreifen, wie Jesus so reden konnte, wie das Evangelium berichtet, wenn er das sagen

wollte, was der Katechismus sagt. Die „kürzlich" ausgesprochene Meinung bedarf einer Erklärung; wir können erwarten, sie in der Auslegung des 5. 6. und 7. Kapitels St. Matthäi (Erl. Ausg. 43, 123 ff.) zu finden.

Christus, führt Luther dort aus, hat verboten, leichtfertig zu schwören „daß man schier zu jeglichem Wort Gottes Namen führet"; ferner hat er gegen die falschen Lehrer geredet, die predigten, daß ein schlecht Ja oder Nein ohne Eid nichts gelte und daß man das, was man nicht beschworen, nicht halten müsse, die ferner einen Unterschied gemacht hatten, wie man möchte frei schwören und welche Eide gelten sollten oder nicht. Ueberhaupt aber ist dem einzelnen Christen (der Obrigkeit gebeut noch verbeut Christus nichts) schlechthin verboten zu schwören — für sich selbst. Dagegen soll man schwören, wenn man Gottes Wort dazu hat:

Denn Gott will nichts überall haben, was du aus eigenem Fürnehmen thust, ohne sein Wort, es sei, was es wolle, wenn gleich Jemand Tote könnte auferwecken . . . Gottes Wort dazu haben aber heißt, wenn er mirs von Ampts und seinetwegen befiehlt oder durch die, so im Ampt sind, fordert . . . Denn da stehet das Wort, daß du sollt der Obrigkeit gehorchen.

Ebenso soll der Christ schwören zum Besten des Nächsten „ihn zu entschuldigen, seine Ehre zu retten, die harten Köpfe zu schrecken und die Blöden zu trösten und dergleichen." „Denn da hast du Gottes Wort und Gebot über dir schweben, das dich heißet den Nächsten lieben." Es verhält sich mit dem Schwören wie mit dem Töten. Auch „das Töten ist recht und doch auch nicht recht." „Das Töten hat Christus so gar verboten, daß auch kein Zorn im Herzen sei." Aber es ist recht, wenn es Gottes Wort für sich hat:

Wo du Gottes Wort dazu hast, gebe dir Gott Gnade zu, daß du nur flugs schwörest, strafest, zürnest und alles thust, was du kannst. Was aber über und außer dem ist, nicht aus Befehl noch der Näheſten Noth oder Nutz, da sollt du der keines thun.

Luther erklärt, dem Zusammenhang der Bergpredigt entsprechend, das Verbot des Schwörens mit Beziehung auf das, was Jesus zum fünften Gebot gesagt hat. Er stellt dabei das Schwören neben das Töten. In den Worten Jesu aber entspricht dem Schwören das Zürnen und dem Töten der falsche Eid. Wenn er dieser Korrespondenz nicht ausgewichen wäre, hätte er folgern müssen: Wie es recht ist zu töten, wenn es auf Befehl der Obrigkeit geschieht, so ist es auch recht, im Gehorsam gegen sie nicht etwa nur zu schwören, sondern auch einen falschen Eid zu tun, wenn sie es im Interesse des gemeinen Wesens fordert. Und wenn Gottes Wort gebietet, aus Liebe zum Nächsten zu schwören „so daß man Unrecht tut, wenn man es versäumt", obgleich Jesus sagt: Ihr sollt allerdinge nicht schwören, — warum sollte es nicht auch Pflicht sein, etwa um den Nächsten aus der Not zu retten, einen falschen Eid zu tun, obgleich den Alten gesagt ist: Du sollst keinen falschen Eid tun? Sollte, was den Alten gesagt ist, nicht ebenso unter das oberste Gebot gestellt werden, wie das, was Jesus gesagt hat? Warum sollte der Eid der Obrigkeit heiliger sein als das menschliche Leben? Wenn die Praxis des gesunden Menschenverstandes Bedenken trägt, diese Konsequenz zu ziehen, so ist dies wohl dem religiösen Charakter des Eides zuzuschreiben. Luther zieht die Konsequenz nicht, aber er hebt das religiöse Bedenken:

Hie aber schwörst du nicht, sondern der Richter, der dichs heißet, und gilt ebenso viel als ers selbs thäte, und bist itzt des Richters Mund.

Es ist auch hier mit dem Schwören wie mit dem Töten. Der Soldat ist schuldig auf Befehl des Fürsten „frisch und getrost drein zu hauen", es gilt: „du thuests itzt nicht selbs, sondern dein Fürst, dem es Gott befohlen hat." In beiden Fällen ist der Wille und damit die Verantwortung dessen, der dem Gebot gehorcht, ausgeschaltet. Der Eid aber, bei dem der Schwörende „nicht schwört", weil er des Richters Mund ist, ist für den, der ihn leistet, keine religiöse Handlung, sondern eine leere Zeremonie, und es braucht ihm kein besonderes Bedenken zu machen, auf Befehl des Fürsten auch einen falschen Eid zu schwören.

Die Paradoxie der Worte Jesu liegt darin, daß er den Eid mit dem Meineid zusammennimmt. Auch auf dem Weg, den Luther geht, kommt der Eid mit dem Meineid zusammen. Aber an dem entgegengesetzten Pol. Jesus verwirft das anerkannt gute Werk grade so entschieden, wie das böse durch die anerkannte Ueberlieferung verurteilt ist. Luther will das Gute wohl gesondert vom Bösen erhalten, aber das Böse läßt sich nicht abtreiben, mit dem Eide macht sich auch der falsche Eid geltend. Jesus scheidet den Eid ganz aus seiner Religion aus und wahrt ihm doch seinen religiösen Charakter. Luther kann den Eid für seine Religion nicht entbehren, aber gelegentlich gibt er unbewußt seinen religiösen Charakter preis. Seine Auslegung wird so den, dem die Worte Jesu auf dem Herzen liegen, schwerlich befriedigen. Nun sind die Evangelischen freilich nicht auf Luther angewiesen. Aber Andere nehmen „die Auflösung der Frage" noch leichter. Manchen scheint es „ganz selbstverständlich", daß Jesus im Grunde dasselbe habe sagen wollen, was schon Jesus, Sirachs Sohn, über den Eid gelehrt hat, so daß also wirklich „der langweilige Rabbiner" unter der Pose des Propheten sich verstecken würde. Kant könnte heute noch schreiben, was er „Religion innerhalb der Grenzen der bloßen Vernunft" V, I, 1. Anm. bemerkt hat:

Es ist nicht wohl einzusehen, warum dieses klare Verbot wider das auf bloßen Aberglauben, nicht auf Gewissenhaftigkeit gegründete Zwangsmittel zum Bekenntnis vor einem bürgerlichen Gerichtshofe von Religionslehrern für so unbedeutend gehalten wird.

Und es wird auch noch evangelische Christen geben, die mit ihm „wohl sehen, daß der weise Lehrer, der da sagt: daß, was über das Ja, Ja! Nein, Nein! als Beteuerung der Wahrheit geht, vom Uebel sei, die böse Folge vor Augen gehabt habe, welche die Eide nach sich ziehen: daß nämlich die ihnen beigefügte größere Wichtigkeit die gemeine Lüge beinah erlaubt macht."

Schluß folgt Paul Lechler

Verschiedenes

Dogmengeschichtliches Lesebuch. In Verbindung mit Pfarrer Lic. Jüngst herausgegeben von Professor Dr. Heinrich Rinn. Tübingen, J. C. B. Mohr 1910. 511 S. 10, gebunden 12 Mk.

Ihrem mit Recht viel gebrauchten und wohlgeschätzten kirchengeschichtlichen Lesebuch haben Rinn und Jüngst ein gleichartiges Hilfsbuch für dogmengeschichtliche Studien folgen lassen. In seinen drei ersten Teilen schließt es sich der durch den Stoff notwendig gegebnen Grundteilung an; ein vierter Teil illustriert die Umarbeitung des Dogmas durch die Reformation, ein fünfter, recht kurzer, die Dogmenbildung in der katholischen Kirche vom sechzehnten Jahrhundert bis zur Gegenwart. An Reichtum der Belege wird die Sammlung schwer zu übertreffen sein; auch der Auswahl und der Uebersetzung ebenso wie den begleitenden Notizen wird man im Allgemeinen volles Lob spenden. Nur die Häretiker kommen etwas schlecht weg; dem Pelagius gebührte sicher etwas mehr Platz; von Sozinianern und Spiritualisten der Reformationszeit habe ich überhaupt nichts wahrgenommen. Den Jovinian S. 165 scheint die Ueberschrift des letzten Absatzes den Orientalen aufzuhalsen. S. 167 Anm. 1 ist mit dem ersten Athanasiuszitat nichts bewiesen, weil die dort genannten sündlosen Heiligen doch wohl die Engel sind. S. 183 wird die Stelle de trin. 5, 9, 11 auch nicht in ihrem vollen Gewicht wiedergegeben: weil der lateinische Sprachgebrauch zwischen Essenz und Substanz nicht unterscheide, sagt Augustin, kann der Lateiner nicht die Formel brauchen (die jungnicänische): „eine Essenz, drei Substanzen, sondern nur die: „eine Essenz — oder eine Substanz — und drei Personen"; die den Sabellianismus nicht zweifellos ausschließende Formel von den „drei Personen", an die das Abendland gewöhnt sei, beansprucht nach Augustin nicht den Wert einer allein oder auch nur am vollkommensten den Gedanken deckenden Ausdrucksweise.

Doch solche Verbesserungen und Einzelheiten bedeuten wenig gegenüber der Fülle des Guten und Nützlichen. Daß das höchste Verständnis der Dogmengeschichte nicht aus der Bekanntschaft mit einzelnen Belegstellen gewonnen wird, sondern nur aus der Vertiefung in die gesamte, nicht einmal bloß dogmatische, sondern überhaupt religiöse Literatur zumal des Altertums, wissen die Herausgeber dieser Sammlung so gut wie wir; sie wollen zunächst bescheideneren Zwecken dienen und zur eignen Weiterarbeit anlocken und ermutigen; da sie aber keineswegs bloß aus Lesebüchern ihre Zitate beziehen, sondern an den letzten Quellen selber gesucht und geschöpft haben, wird auch der selbständige Forscher mitunter dankbar von ihnen lernen.

Adolf Jülicher

Das Religiöse in der modernen Lyrik. Von Otto Frommel. (Lebensfragen 24. Herausgeber H. Weinel.) Tübingen, J. C. B. Mohr 1911. 71 S. 1,20 Mk.

Mit Recht ist dieser Vortrag des Heidelberger Predigers und Dichters unter die Sammlung der „Lebensfragen" aufgenommen

worden. Denn die gesteigerte Subjektivität, zu der die deutsche Lyrik in den letzten hundertfünfzig Jahren gelangt ist, bewirkt, daß die lyrische Dichtung, soweit sich das Religiöse nicht überhaupt aus ihr zurückzieht, in noch höherem Grade als vorher zum Spiegel persönlicher Frömmigkeit wird. Auf dem nur angedeuteten zeitgeschichtlichen Hintergrund zeichnet der feinsinnige, unbefangene Kenner die beiden Hauptlinien der modernen religiösen Entwicklung auf: die streng psychologisch, immanent und pantheistisch gerichtete, für die Gott mit dem genialen Ich zusammenfällt, und die metaphysisch-transszendent, theistisch gerichtete, bei der der Dualismus zwischen Gott und Ich lediglich durch das religiöse Erlebnis zu überbrücken versucht wird. Die zweite Entwicklungslinie scheint ihm noch in ihren Anfängen sich zu befinden und eine reiche Entfaltung zu verheißen. Innerhalb des gegebenen Rahmens werden nun die einzelnen Dichter sorgfältig gruppiert und mehr oder weniger eingehend charakterisiert. Dabei kann es nicht verwundern, daß der Verfasser sich in der älteren Zeit mit größerer Sicherheit bewegt als in der Gegenwart; ich würde z. B. in der Gruppierung hier zurückhaltender sein. Aber auch in Beziehung auf Novalis' Beurteilung halte ich den bedingungslosen Anschluß an Wilhelm Diltheys berühmte Studie aus dem Jahre 1865 nicht mehr für erlaubt; seine Ergebnisse haben durch Beyschlags Rektoratsrede (Deutsch-evangelische Blätter 1893, S. 505 ff.) Abwandlungen erfahren. Der Verfasser will wesentlich darstellen, daher man eine schärfere Abstufung der eigentlich religiösen Lyrik gegen die dekadente z. B. eines Stefan George nicht erwarten darf. Unter den Charakteristiken möchte ich die von Rainer Maria Rilke als vorzüglich gelungen hervorheben. Sie führt in aller Kürze wirklich in das Verständnis moderner Mystik ein. Ueberhaupt ist die Schrift ein Beitrag zur Geschichte des religiösen Geistes in der modernen Welt, sie liest sich auch sehr angenehm, sie ist in der schönen und geschmackvollen Weise des Verfassers geschrieben.

Rudolf Günther

Der Zauberer von Rom. Roman von Karl Gutzkow. 5. bis 9. Auflage. Zwei Bände. Leipzig, Brockhaus 1911. 1460 S. 6 Mk.

Der Roman, der den Zusammenstoß des Katholizismus mit dem Staate in den dreißiger und vierziger Jahren des vorigen Jahrhunderts behandelt, schien in der Literaturgeschichte begraben und fängt nun doch noch einmal an zu leben. Er ist überreich an Geist und Ideen. Mit einem landschafts- und menschenkundigen Realismus verbindet sich seltsam eine abenteuerliche Romantik in der Führung der Handlung. Geduld gegenüber der schier unendlichen Breite und ein gutes Gedächtnis für die Fülle der Personen sind allerdings sehr nötig. Diese Eigenschaften setzte Gutzkow selbst voraus. Wie sehr sich der jungdeutsche Ideendichter in den eigentümlichen Reiz des Katholizismus zu versetzen verstand, möge eine Stelle belegen, die den Zauber der katholischen Kirchen schildert: „Sehen Sie denn nicht, daß in diesen leeren Kirchen doch immer etwas vorgeht? Ist es auch nur eine einzige Seele, die irgendwo in einem Stuhl kniet und gegen die Hoheit des Gebäudes, gegen die Macht der Wölbungen und Säulen mit ihrem armen schwachen Aufseufzen wie ein Sandkorn am Meer verschwindet, doch belebt es einen ganzen Bau! Und brennen auch nur zwei kleine Kerzen an einem irgendwo versteckten Seitenaltar, immer sagen sie: Da ist ein Gebet im Werke, eines, das schon gehalten worden ist, eines, das erst gehalten werden soll; irgendeine Seele, die vielleicht in der Ferne auf dem Krankenlager liegt, hat diese Lichter anzünden lassen, und bald wird, nur mit einem einzigen Knaben, ein Priester kommen und, ohne Rücksicht auf Zuhörer, unhörbar nur und still murmelnd die Messe lesen. Dann wieder findet man an einem Tage, wo in der Stadt und in den Gemütern alles werkeltägig hergeht, doch in der Kirche den Hochaltar geschmückt, Blumen liegen an seinen Stufen, das Wort des Priesters schallt wie ein einsames Selbstgespräch und kaum bis über die Brüstung des Chors hinaus; ein Erinnerungstag an einen Heiligen ists, irgend ein Vorgang der Kirchengeschichte wird gefeiert, ohne Geräusch, ohne allgemein verständlichen Ausdruck; nur einzelne Seelen, die gerade diesen Heiligen zu ihrem Schutzpatron wählten, sind gleichsam mit in das stille Geheimnis gezogen und geben dies einfach zu erkennen durch ihre Spenden, ihre Anwesenheit in den Kirchenstühlen, das Nachlesen in den Brevieren."

Gerhard Heine

Mein Leben. Von Richard Wagner. Zwei Bände. München, Bruckmann 1911. 886 S. 20, gebunden 25 Mk.

Ich gestehe offen, daß ich trotz all der Liebe, die ein Biograph seinem Helden zu widmen pflegt, mit einiger Bangigkeit des Meisters eigene Lebensbeschreibung in die Hände genommen habe; denn ich fürchtete, das stürmisch-leidenschaftliche Temperament würde den gewaltigen Kämpfer darin zu häufigen Ungerechtigkeiten und Uebertreibungen fortgerissen haben. Und dadurch würde ja immerhin der Wert der auf jeden Fall zweifellos bedeutsamen Darbietung, zumal bei dem großen, mit der Persönlichkeit des Mannes und seinem Reformationskampfe nicht voll vertrauten Lesepublikum, wesentlich beeinträchtigt worden sein. Aber auf das angenehmste enttäuscht habe ich das Buch aus den Händen gelegt. Denn wenn es darin auch nicht völlig an schiefen Urteilen und kleinen oder großen Bosheiten fehlt: im Grunde ist es doch das herrliche Zeugnis abgeklärter Reife, wahren Menschentums und vor allem echten Künstlertums und wird fortan zu den edelsten Schätzen deutschen Schrifttums gehören. Im ruhigen und klaren Fluß einer höchst persönlichen — uns gelegentlich schon etwas altmodisch anmutenden — Sprache erzählt der Meister schlicht und umständlich, aber auch rückhaltlos und gegen sich selbst durchaus schonungslos seinen kämpfereichen Lebensgang bis zu jener wunderbaren Schicksalswendung, die ihn aus dem schmachvollsten Elende zum Königsfreunde rief. Leider fehlt deshalb die Schilderung der Kämpferjahre von München, der Ruhejahre von Triebschen und der Siegerjahre von Bayreuth. Aber auch schon dieses umfangreiche Bruchstück ist höchsten Preisens und tiefsten Dankes wert.

Wagner hat das Werk seiner zweiten Frau in die Feder diktiert. Das erklärt zur Genüge, warum er bei der Schilderung seines bedeutsamen Verhältnisses zu Mathilde Wesendonck so wortkarg und so unplastisch wird: hier hat er, um Frau Cosima zu schonen, nicht nur Vielerlei verschwiegen, sondern auch Mancherlei gefärbt — wovon ja der inzwischen veröffentlichte Briefwechsel mit der feingeistigen Züricher Freundin beredtes Zeugnis ablegt.

Das religiöse Element spielt in dem Buche nur eine sehr geringe Rolle. Der es schrieb, stand noch ganz unter dem Banne von Feuerbach und Schopenhauer und litt unter den Nachwirkungen der streitbaren Revolutionszeit wie der bittersten Lebenserfahrungen, dadurch er nicht zum völlig religionslosen, aber zum völlig kirchenfeindlichen Manne geworden war. Erst später hat er auch da wieder gelassener empfinden und ruhiger urteilen gelernt und ist dem Christentum, wie er es erfaßt hatte, mit innerster Neigung offen zugetan gewesen. Daß das Religiöse aber auch in den Zeiten der Pfaffenfeindschaft immer in seiner Seele geschlummert hat, beweist jene eindrucksvolle Stelle aus dem ersten Bande (S. 29 f.), wo er bei der Schilderung seiner Konfirmation in der Dresdner Kreuzkirche und seines ersten Abendmahlganges das Bekenntnis ablegt: „Wie es trotzdem mit meinem Gemüte stand, erfuhr ich jedoch fast zu meinem Schrecken, als der Akt der Austeilung des heiligen Abendmahls begann, vom Chor Orgel und Gesang ertönte und ich im Zuge der Konfirmanden um den Altar wandelte: die Schauer der Empfindung bei Darreichung und Empfang des Brotes und des Weines sind mir in so unvergeßlicher Erinnerung geblieben, daß ich, um der Möglichkeit einer geringeren Stimmung beim gleichen Akte auszuweichen, nie wieder Veranlassung ergriff zur Kommunion zu gehen." In späteren Jahren hat der Schöpfer des Parsifal doch diese Scheu überwunden und mit den Seinen aus der Hand des würdigen Bayreuther Dekans und Freundes das Abendmahl empfangen.

Richard Bürkner

Fieber. Afrikanische Novellen von Jürgen Jürgensen, Frankfurt, Rütten und Löning 1910. 282 S. 4, gebunden 5 Mk.

Das Kongoproblem rückt uns näher denn je. Da trifft sich es gut, daß auf dies neue Buch vom Verfasser des seinerzeit empfohlenen „Svarre. eine Kongofahrt" hingewiesen werden kann. Führte jenes erste in Leben, Lebensbedingungen und Möglichkeiten des Kongo-Urwalds in Form eines psychologisch tief erfaßten Lebensbildes ein, so verbreitern und erweitern die Skizzen des vorliegenden Bandes die Eindrücke des ersten nach den verschiedensten Seiten hin und ergänzen sie aufs trefflichste. Dazu sie im gleichen Maße wie jenes erste Buch geeignet sind, im Familienkreis gelesen zu werden. Das mag Viele noch besonders freuen an Stücken, die gleichzeitig mit vollendeter dichterischer und psychologischer Meisterschaft entworfen sind.

Auch diejenigen, welche sich der Agitation gegen die belgische Kongopolitik anschließen, sollten das Buch lesen, und sie besonders. Sie brauchen auch in keiner Weise zu fürchten, daß es sie für irgend welche politische Meinungen oder Parolen einfangen will. Jürgensen interessiert sich immer nur für den Menschen, das Verhältnis des Menschen zum Walde, die Psyche des Weißen und des Schwarzen, selbst für Wald und Fluß nicht sowohl als für die Psyche sozusagen des Waldes und des Flusses.

Arthur Bonus

Kleine Mitteilungen. Aus Australien geht uns regelmäßig eine soziale und religiöse Monatsschrift zu: The Commonweal. (Edited by Rev. Charles Strong, D. D., Melbourne.) Wir finden in ihrer Nummer vom 1. November 1911 eine feine Begebenheit aus dem amerikanischen Rechtsleben, die wir auf ihrem Weg rund um die Welt festhalten möchten.

In Oklahoma, einem der südlichen Mittelstaaten der Vereinigten Staaten, der viel Negerbevölkerung enthält, ist ein Neger zum Tod verurteilt worden. Der Staathalter Cruce begnadigt auf eigene Verantwortung den Verbrecher zu lebenslänglichem Gefängnis und schreibt an den Richter folgende Selbstrechtfertigung seines Verhaltens: . . . „Dieser Neger ist vollkommen ohne Anhang und verlassen; ein Negerweib hat mich für ihn um Gnade gebeten, und einen Brief habe ich über ihn von einem angesehenen weißen Bürger dieses Staates erhalten. Das ist das ganze Interesse, das zu seinen Gunsten aufgebracht wurde; daher geschieht das, was ich in dieser Angelegenheit tue, auf meine alleinige Verantwortung hin und gemäß den Forderungen meines Gewissens. Dieser Neger ist eines scheußlichen Verbrechens schuldig gesprochen. Es soll nicht geleugnet werden, daß der Mord, den er beging, ohne Anreiz und daher ohne Entschuldigung geschah; er wurde angeklagt und verließ sich auf die Milde des Gerichts, aber der Spruch lautete auf Tod, die höchste Strafe, die für ein Verbrechen aufgelegt werden kann. Die Stadt Oklahoma existiert seit mehr als 21 Jahren; in dieser Zeit sind viele, viele Verbrechen hier vorgefallen, die so scheußlich waren, wie das dieses Negers, und bis heute hat nur ein Mensch die Strafe für seine Tat mit dem Leben gezahlt, und das war ein Neger. Viele weiße Männer waren gleich schwerer Tat schuldig und sie kamen mit lebenslänglichem Gefängnis oder kürzerer Freiheitsstrafe durch . . . Wäre diese Tat von einem weißen achtzehnjährigen Burschen begangen worden, so hätte ich tausend und abertausend Briefe erhalten, die mich um Gnade bäten; in diesem Fall wurde die Tat begangen von einem jungen Neger, der ohne Freund und ohne Eltern im Leben steht, der

nicht die ihm zustehende Gelegenheit gehabt hat, durch irgend eine Schulung, die er hätte erhalten können, sich selbst zum Menschen zu bilden. Er ist Glied einer niederen und verachteten Rasse, und wie nun die Stunde des Urteils naht, da erhebt sich keine Stimme zu seinen Gunsten. Ich glaube, der Zweck der Gerechtigkeit ist vollkommen dadurch erreicht, daß dieser junge Mensch zu lebenslänglichem Gefängnis verurteilt wird, und das bestimme ich hiermit . . . Bei dieser Tat bin ich mir bewußt, daß ich mir die empörte Kritik Tausender von besten Bürgern dieses Staates zuziehen werde; aber nichtsdestoweniger tue ich, was mein Gewissen mir befiehlt, und ziehe das Bewußtsein, diesem jungen Menschen und seiner Rasse nichts Böses getan zu haben, dem Lob und Beifall jedes Bürgers dieser Welt vor." — Ein tapferer Begnadiger! R

Verantwortlicher Herausgeber Prof. D. Rade in Marburg i. H.

Anzeigen

Freunde der Christlichen Welt

Berlin. Religiöse Diskussionsabende. Dienstag 16. Januar 8 Uhr in der Aula der IV. städtischen Pflichtfortbildungsschule (ehem. Dorotheenstädt. Gymnasium) NW Georgenstraße 30/31: Was ist Offenbarung Gottes in den biblischen Büchern? Pfarrer Lic. Dr. Violet.

Breslau. Religiöser Diskussionsabend im Hause der schlesischen Gesellschaft für vaterländische Kultur. Donnerstag 11. Januar 8¼ Uhr: Ist eine Spannung zwischen moderner Theologie und ernstem Christentum notwendig? D. Dr. Kalweit.

Halle a. S. (Vereinigung Halle-Stadt.) Montag 8. Januar 8¼ im Evangelischen Vereinshaus Kl. Klausstr.: Der religiöse Ertrag des Falles Jatho. Rade.

Magdeburg. Mittwoch 17. Januar 3½ Uhr im Stadtmissionshause Hasselbachstraße 1: Die Religion des Sozialismus. Pfarrer Krüger.

Nordhausen. Mittwoch 31. Januar 8 Uhr in der Hoffnung: Die religiösen Aufgaben der Zukunft. Pfarrer Lic. Dr. Rittelmeyer-Nürnberg.

Stuttgart. Montag 8. Januar 8 Uhr im großen Saal der Bürgergesellschaft Langestr. 4b: Warum glauben wir an Gott? Stadtpfarrer Mayer-Stuttgart.

Wernigerode. Donnerstag 18. Januor 8 Uhr Hotel Weißer Hirsch: Ist Gott persönlich? Professor Dr. Schwarzkopff.

Freunde evangelischer Freiheit. Mittelrheingruppe. Coblenz. Donnerstag 4. Januar 1912 abends 8¼ Uhr in der Aula des Kaiser Wilhelm Realgymnasiums: **Oeffentlicher Vortrag.** Professor D. Baumgarten-Kiel: Die Christliche Hoffnung. Eintritt für Mitglieder und deren Angehörige frei. Für Nichtmitglieder 1 Mk.

---

28 jähriges gebildetes Mädchen, bisher Lehrerin, auch in häuslicher Erziehung erfahren, sucht in sehr gutem Hause, wo die Mutter kränklich ist oder fehlt, möglichst **selbständige Stellung** bei Kindern. Sie würde auch ein zartes Kind auf Reisen begleiten. Gehalt nach Uebereinkunft. Angebote erbeten an **Frau Geh.-Rat von Veit, Marburg a. d. Lahn,** die zu jeder Auskunft gerne bereit ist.

Venedig Christ. Hospiz. Campo S. Angelo Pension 5—6 Lire.

Rom Pension Hannover Venti Settembre 4. Behagl. Heim, beste Lage, gute Küche. Pension 6—8 Lire. Illust. Prospekt. Bes. **Paul Wacker**

Der Dom
Segen und Lieder
Auswahl von **Martin Lang**
Felter Pappband Mk. 2.—, Leder Mk. 3.50

„Da hat man nun endlich einmal alles zusammen, was von gotterfüllten Geistern gesungen worden ist, hoch über dem einzelnen Glaubensbekenntnis. . . ."

Die schönste Sammlung geistlicher Lieder von den alten Segen und den geistlichen Volksliedern bis zu Novalis.

Martin Mörikes Verlag München

Verlag von J. C. B. Mohr (Paul Siebeck) in Tübingen

Soeben erschien:

Die Entwicklung der Lehre von der Person Christi im XIX. Jahrhundert

Von
Ernst Günther
Stadtpfarrer in Backnang

Mk. 8.—, gebunden Mk. 9.—

Günther's Arbeit dürfte von den Theologen willkommen geheißen werden. In drei Teilen führt der Verfasser seine Untersuchung von Schleiermacher zu Strauß, von Strauß zu Ritschl und von Ritschl zur Gegenwart. Dabei ist auf die mancherlei interessanten Zwischenformen und Uebergänge nicht minder Wert gelegt, als auf gebührende Heraushebung der bekannten Hauptformen neuerer Christologie.

Der unterzeichnete **Student der evangelischen Theologie** aus Schottland beabsichtigt, das nächste Sommer-Semester 1912 in Deutschland zuzubringen. Zu diesem Zweck sucht er eine Stelle entweder als Aushelfer (Prediger) in einer englisch sprechenden protestantischen Gemeinde oder als Hauslehrer (Tutor) in der Familie eines Geistlichen. Von April bis September, oder auch auf kürzere Zeit.

Mr. William Ewen, M. A.
United Free Church College, **Aberdeen** (Schottland)

Die Töchterheime des **Ev. Diakonievereins Cassel-Wilhelmshöhe,** Lindenstraße und **Cassel-Brasselsberg,** Heime für Töchter gebildeter Stände mit hauswirtschaftlicher Ausbildung und wissenschaftlicher Weiterführung.

Prospekte wie nähere Mitteilungen durch den **Vorstand des Ev. Diakonievereins, Berlin-Zehlendorf, Frl. Elisabeth zu Strohe, Cassel-Wilhelmshöhe** und **Frl. Aug. Muns in Cassel-Wilhelmshöhe am Brasselsberg.**

Kunstwartverlag Georg D. W. Callwey, München

Arthur Bonus

Isländerbuch drei Bände

Herausgegeben vom Kunstwart

Preis 4 Mk. für jeden gehefteten, 5 Mk. für jeden gebundenen Band. 1. und 2. Band: Sammlung altgermanischer Bauern- und Königsgeschichten. 3. Band: Einführung zum Isländerbuch.

„Wer sich in diese so schlicht und gelassen erzählten Sagenbruchstücke verliest, der wird erkennen, daß in ihnen, von aller Phrase frei, wirklicher Herzschlag germanischen Lebens pulsiert."
Literarisches Echo

Literatur zur praktischen Auslegung des Neuen Testaments

aus dem Verlag von J. C. B. Mohr (Paul Siebeck) in Tübingen

Praktische Auslegung des Neuen Testaments

Für Prediger und Religionslehrer

von

Lic. Friedrich Niebergall
Professor in Heidelberg

(Handbuch zum Neuen Testament V. Band)

Mk. 11.20, gebunden Mk. 13.—

. . . Dieses vortreffliche, praktische Bibelwerk für die Gebildeten ist erlebt, aus dem Leben und Amt hervorgegangen; daraus erklärt sich seine unermeßliche Fülle von neuen Gedanken, Anregungen und Ratschlägen, die es dem Prediger, dem Lehrer, sowie dem Bibelfreund gibt. . . .

Christlicher Bücherschatz 1910
XXXII. Jahrgang

Heinrich Holtzmann's Praktische Erklärung

des

I. Thessalonicherbriefes

von

D. Eduard Simons
Professor in Marburg

Mk. 2.50, gebunden Mk. 3.30

Das Buch ist die wertvollste Ergänzung der historisch-kritischen Kommentare über diese älteste Schrift des neuen Testaments.

Christliche Freiheit 1911
No. 38

Thüringer Waldsanatorium
Winterkuren — Sommerkuren
Schwarzeck
bei Blankenburg - Schwarzatal
für physikal.-diätetische Therapie. Bes. San.-Rat Dr. Wiedeburg. 5 Ärzte. Sonderabteilg.: Für Nervenkrankheiten. Für Magen-, Darm-, Stoffwechselkrankheiten. Für Herz-, Frauen- u. chronische Krankheiten. Für Abhärtung u. Erholung. Ausgeschlossen Geisteskranke Tuberkulöse. Das ganze Jahr geöffnet. Prospekt kostenlos.

Probenummern versendet unentgeltlich der Verlag der Christlichen Welt.

Verlag der Christlichen Welt in Marburg i. H. — Druck von Heinrich Bauer in Marburg i. H.